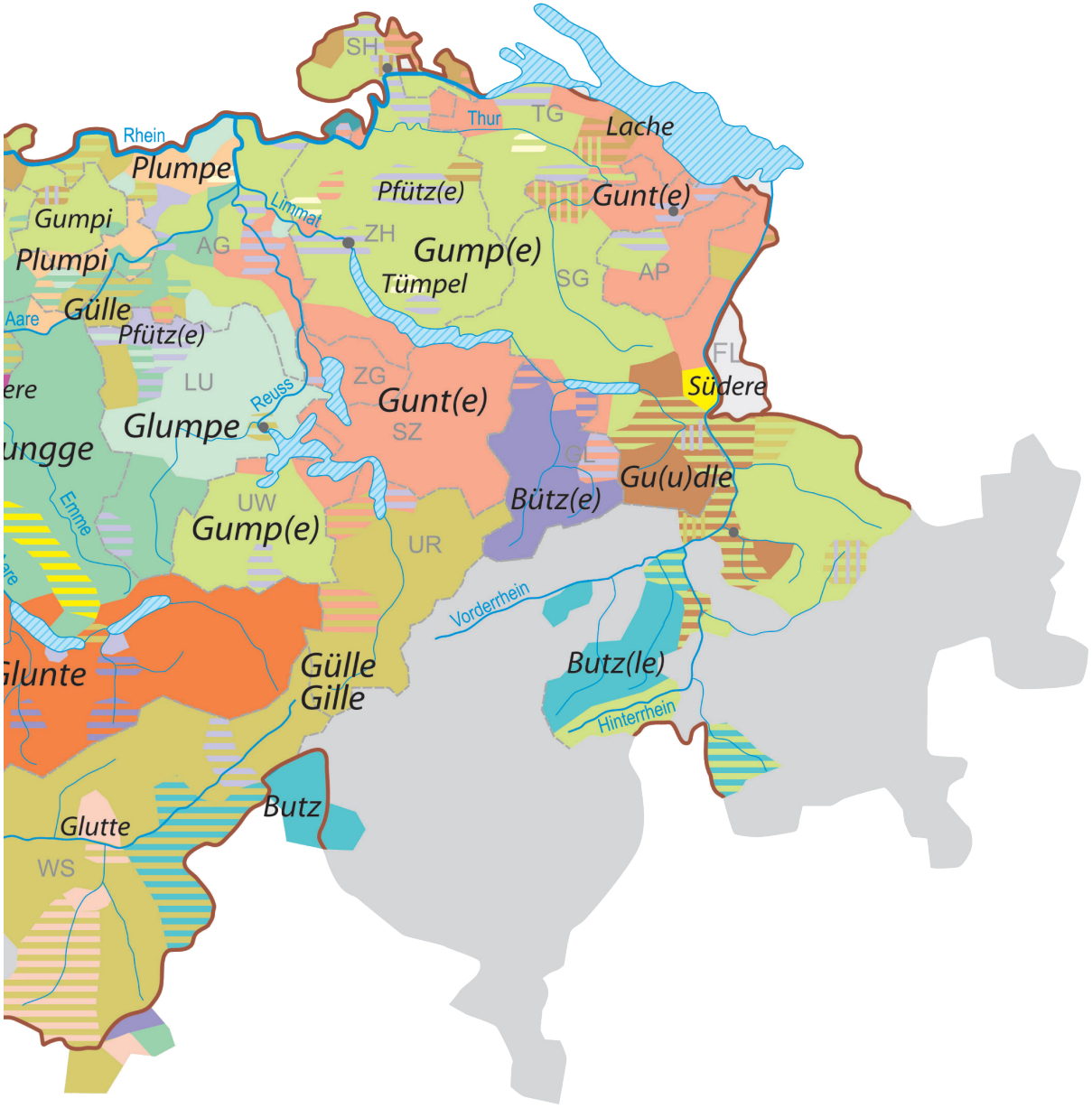
Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz

# Arbeitsblätter

## für den Schulunterricht



# Einführung in den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (KSDS)

Grundlage für den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (KSDS) bildet der „grosse Bruder", der *Sprachatlas der deutschen Schweiz* (SDS), das sprachgeografische Grundlagenwerk der Deutschschweiz. Er besteht aus acht grossformatigen Bänden, die zwischen 1962 und 1997 entstanden sind. Der SDS hatte zum Ziel, auf geografischen Karten darzustellen, „wo man was wie sagt"; dazu wurden zwischen 1939 und 1958 in 573 verschiedenen Ortschaften ca. 2500 Fragen an über 1500 Personen gestellt. Nach der Auswertung des Datenmaterials liegen nun mehr als 1500 Sprachkarten vor. Sie erfüllen höchste wissenschaftliche Ansprüche und sind für ein Fachpublikum gedacht.

Um einem nichtwissenschaftlichen Publikum die Resultate des SDS zugänglich zu machen, wurde der KSDS konzipiert. Er soll den Ansprüchen von Nichtlinguistinnen und Nichtlinguisten genügen – nicht zuletzt denen von Lernenden – und wenigstens einen Teil der interessanten Erkenntnisse des grossen Bruders einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen. Durch seine farbigen, beschrifteten Flächenkarten, seine verständlichen Kommentare und durch weiterführendes linguistisches Hintergrundwissen präsentiert sich der KSDS in einer für die Schule äusserst ansprechenden Form:

Werden im SDS bei jedem Befragungsort die jeweiligen Varianten mit einem Symbol angegeben, das mit Hilfe einer Legende entschlüsselt werden muss, so sind die Ergebnisse im KSDS vereinfacht als farbige Flächen und mit Beschriftung direkt in der Karte dargestellt. Lautliche Feinheiten finden sich – wo es angebracht schien – in den Kommentaren. Zudem bedeuten ähnliche Farben auf einer Karte sprachlich Ähnliches.

Bei einem bedeutenden Teil der Karten handelt es sich um Wortkarten. Bei diesen Karten geht es darum, auf einen Blick zu sehen, wo man für einen bestimmten Begriff welches Wort benützt: Wo heisst es *Summervogel* und wo *Schmätterling* (Karte 58)? Auf unterschiedliche Lautungen und Formen (*Summervogel* oder *Summervogu*) wird jeweils im Kommentar hingewiesen. Die Auswahl der Wortkarten geschah nach verschiedenen Gesichtspunkten: So wurden Begriffe ausgewählt, mittels derer gesagt werden kann, woher eine Dialektsprecherin oder ein Dialektsprecher stammt (sog. Kennwörter oder Schibboleths, z. B. Karte 50 *Überrest eines Apfels*). Es sind auch viele Wortkarten vorhanden, die eine grosse Anzahl an verschiedenen Bezeichnungen für dasselbe aufweisen (sog. Heteronyme; z. B. Karte 67 *Pfütze*). Zudem wurden Wörter aufgenommen, die heute nicht mehr gebräuchlich sind, d. h. vergangenen Lebenswelten angehören (z. B. Karte 73 *mit Aschenlauge waschen*), aber auch sehr alltägliche und häufig gebrauchte Wörter wie *etwas* (Karte 5) und *stolpern* (Karte 12). Der Wortschatz ist verschiedenen Lebensbereichen entnommen, die gleichzeitig als Kapitelstruktur für den Atlas genutzt werden und die Kapitel „Mensch und Gesellschaft", „Küche und Haushalt", „Natur, Landwirtschaft und Handwerk" und „Vergangene Lebenswelten und Bezeichnungen" hergeben.

In einem zweiten Teil finden sich Laut- und Formenkarten, welche die Verschiedenheiten der Deutschschweizer Dialekte illustrieren: Wo sagt man *Oobe*, wo *Aabe* (Karte 79), wo hat's *Müss*, wo *Miis* (Karte 88), wo bellt der *Hund*, wo der *Hung* (Karte 101), wo *goot* der Wind, wo *geit* er (Karte 114)?

Anders als im SDS ist jede Karte durch einen Kommentar begleitet, der in der Regel eine Seite umfasst. Die Kommentare zu den Wortkarten beinhalten vor allem Informationen zur Herkunft, zur Bildung, zur lautlichen und semantischen Entwicklung der Wörter sowie sachkundliche,

volkskundliche und laienlinguistische Erklärungen. Die Kommentare zu den Laut- und Formenkarten dienen dazu, die lautliche Entwicklung schweizerdeutscher Dialekte besser zu verstehen. Sie entlasten auch die Wortkartenkommentare, denn gewisse lautliche Eigenheit sind bei verschiedenen Wörtern mit übereinstimmender Lautstruktur immer wieder zu beobachten, so beispielsweise die Entrundung (*ü* wird zu *i*) in Wörtern wie *riere* (Karte 14 *Steine werfen*) und *Fiirschiibe* (Karte 38 *Schürze*).

Beim Erstellen der Kommentare wurde versucht, wenn immer möglich linguistische Fachtermini zu vermeiden. Werden Termini verwendet, sind sie knapp an Ort und Stelle erklärt; teilweise wird zusätzlich auf das Glossar (ab S. 348) verwiesen, in welchem die wichtigsten Begriffe ausführlicher erklärt resp. Hinweise zu anderen Kapiteln im Atlas gemacht werden.

Das Personenverzeichnis am Ende des Atlas liefert wichtige Informationen zu Personen, die zum Teil in den Kartenkommentaren oder im Glossar erwähnt sind, aber auch zu Personen, die wichtig für die schweizerdeutsche Dialektologie sind.

Natürlich fehlen auch die sprachgeschichtlichen Hintergründe und Hinweise auf die Diglossie-Situation in der Deutschschweiz nicht. Diese sind in der Einleitung übersichtlich und verständlich dargestellt. Zudem werden sowohl die Wortkarten als auch die Laut- und Formenkarten von je einer eigenen Einführung eingeleitet, in welcher weitere erläuternde Informationen (beispielsweise zum Sprachwandel, zum Vokalviereck etc.) zu finden sind.

Zu betonen ist, dass die Karten den Sprachstand der Befragungen des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* aus den Jahren 1939 bis 1958 wiedergeben. Einige Karten entsprechen nicht mehr dem Schweizerdeutschen, wie es die Lernenden kennen, sprechen und wahrnehmen. In vielen Kommentaren wird auf Veränderungen hingewiesen, ein Beitrag, der sich auf die Daten einer online-Befragung aus dem Jahr 2008 stützt (ab S. 338), zeigt den aktuellen Sprachstand auf – nichts ist aber interessanter, als in der eigenen Alltagswirklichkeit dem Wesen und Wandel unseres Dialektes auf die Spur zu kommen.

Komplettiert wird der KSDS durch ein Kapitel zur Entstehung, Geschichte und Verbreitung von Orts- und Flurnamen sowie unserer Familiennamen. Ein Beitrag zum schweizerdeutschen Satzbau ergänzt die beiden syntaktischen Karten 119 und 120.

Die Karten des KSDS stehen für den kostenlosen Download zur Verfügung: www.ofv.ch/kleinersprachatlas.

# Übersicht über das Unterrichtsmaterial zum KSDS

Sprachbetrachtung ist Teil des Deutschunterrichts auf der Sekundarstufe I und II. Die Beschäftigung mit dem Schweizerdeutschen drängt sich dabei auf: Schweizerdeutsch als unsere „Sprache“ im alltäglichen mündlichen (und mit den neuen Medien vermehrt auch schriftlichen) Austausch, als Ergänzung oder auch Gegensatz zum Standarddeutschen, als Hort altertümlicher Lautungen und Formen, aber auch als erlebbarer Ort von Wandel und Erneuerung – und nicht zuletzt als Kennzeichen unserer Herkunft und Identität.
Der *Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz* (KSDS) bietet in ansprechender Art und Weise einen umfassenden Einblick in den Variantenreichtum, die Vergangenheit und Gegenwart der Deutschschweizer Dialekte und bildet die ideale Grundlage für eine fachlich fundierte Auseinandersetzung mit dieser Thematik. In diesem Zusammenhang sind die vorliegenden Unterrichtsmaterialien entstanden. Sie bieten Anregungen und konkrete Aufgaben für die Auseinandersetzung mit unserem Dialekt. Dabei ist das Feld unendlich weit – wir können bloss einzelne Schlaglichter werfen. Zudem ist es auch jeder Lehrperson selber überlassen zu entscheiden, wo sie mit ihren Lernenden anknüpfen will und wie eine nachhaltige Vermittlung erreicht werden kann.
Die Materialien zum KSDS sind für den Unterricht auf der Sekundarstufe I und II gedacht. Einige Arbeitsblätter sind sicher zu schwierig für die Sekundarstufe I, andere zu einfach für die Sekundarstufe II. Bei einigen Blättern liefern wir einen ganz konkreten Vorschlag für eine Unterrichtsgestaltung, bei anderen Arbeitsblättern bieten die zusammengestellten Informationen und Arbeitsanregungen die Basis, die methodisch-didaktisch sinnvoll ausgearbeitet werden muss. Jede Lehrperson ist angehalten, den für sie und die Lernenden passenden Weg zu gestalten. An dieser Stelle sei angemerkt, dass für die Sekundarstufe I das Unterrichtsmittel „Sprachwelt Deutsch“ bereits anregende, stufengerechte Materialien bietet.
Die Unterrichtsmaterialien des KSDS sind in fünf Grosskapitel gegliedert. Die Titel verweisen dabei auf die inhaltlichen Schwerpunkte:

I. Sprache und Dialekt – Die Sprachsituation in der (Deutsch-)Schweiz
II. Dialekte sind mehr als einzelne Wörter – Dialekte haben eine Grammatik
III. Dialekte sind von Ort zu Ort verschieden
IV. In Dialekten findet man Eigenheiten älterer Sprachstufen
V. Wörter haben eine Vergangenheit und eine Zukunft

Die Kapitel können als ganze Unterrichtseinheit behandelt oder in Auszügen exemplarisch verwendet werden. Pro Kapitel stehen verschiedene Arbeitsmaterialien zur Verfügung, die sich z. T. inhaltlich überschneiden. Es liegt in der Natur der Sache, dass es auch Überschneidungen bei Materialien verschiedener Kapitel gibt.
Eine kompakte Unterrichtseinheit, welche eine Auswahl an Themen aus allen fünf Kapiteln behandelt, kann in etwa 12 Lektionen à 45 Minuten (inkl. Teilbearbeitung als Hausaufgaben) abgehandelt werden. Die Übersicht zu dieser Einheit findet sich weiter unten und enthält zugleich Hinweise für den Unterricht auf der Sekundarstufe I resp. II. Die Arbeitsblätter, welche Teil der Unterrichtseinheit sind, sind in der nachfolgenden Kurzpräsentation der Unterrichtsmaterialien mit ** gekennzeichnet.

Als Einzelthema würde sich zudem anbieten:

- Sprachsituation in der Schweiz (Kap. I.)
- Unterschied Schweizerdeutsch – Standarddeutsch (Kap. II.I. und IV.I.)
- Sprachgeografie (Kap. III.)
- Sprachwandel (Kap. IV. und V., dazu ev. Kap. II.I.)
- Grammatikunterricht (Kap. III.II.)

Die einzelnen (Teil-)Kapitel sind wie folgt aufgebaut: Informationen und Arbeitsanregungen für die Lernenden, Hinweise für die Lehrperson. Die Hinweise für die Lehrperson enthalten mehr oder weniger detaillierte Unterrichtsvorschläge. Zudem bieten sie z. T. Verweise auf weitere (optionale) Themen oder auf Arbeitsblätter, die sich gut anschliessen lassen. Seitenzahlen beziehen sich auf die 5. überarbeitete und erweiterte Auflage von 2013. Erwähnte Zeitungsartikel, Links auf Radio- oder Fernsehsendungen und Hörproben werden mitgeliefert. Eine Linksammlung mit thematisch einschlägigen Internetseiten ergänzt das Material.
Nicht zuletzt sei darauf verwiesen, dass die Karten des KSDS für den kostenlosen Download zur Verfügung stehen unter: www.ofv.ch/kleinersprachatlas.

Für den KSDS: Matthias Friedli, Janine Richner-Steiner, Katja Dominguez-Müller, Francesca Zaugg

## Kurzpräsentation der Kapitel und Arbeitsmaterialien

Aus den eingangs beschriebenen allgemeinen Anmerkungen und Überlegungen zur Sprachbetrachtung sowie aus den nachfolgenden Beschreibungen der einzelnen Kapitel und Arbeitsblätter lassen sich leicht inhaltliche (und auch methodische) Lernziele ableiten. Jede Lehrperson ist daher angehalten, die ihrem Unterricht entsprechenden Lernziele auszuformulieren.
Die mit ** gekennzeichneten Arbeitsblätter sind Teil der vorgeschlagenen Unterrichtseinheit von ca. 12 Lektionen à 45 Minuten (siehe weiter unten).

### I. Sprache und Dialekt – Die Sprachsituation in der (Deutsch-)Schweiz

In diesem Kapitel werden Unterrichtsmaterialien bereitgestellt, die den Fokus auf die Begriffe „Sprache“, „Dialekt“ und „Diglossie“ legen.

#### I.I. Sprache – Dialekt – Mundart **

Die Lernenden erarbeiten anhand einer sprachwissenschaftlichen Definition von Dialekt das Begriffspaar „Sprache/Dialekt“.

#### I.II. Die Diglossie-Situation in der (Deutsch-)Schweiz **

Anhand verschiedener Materialien (sprachwissenschaftliche Definition, Zeitungsbeitrag, Sendung 10vor10) wird der Begriff der „Diglossie“ erarbeitet.
Als Alternative zu I.II. bietet sich die Lektüre und Diskussion verschiedener Zeitungsartikel zum Thema „Hochdeutsch und Schweizerdeutsch“ an.

### II. Dialekte sind mehr als einzelne Wörter – Dialekte haben eine Grammatik

In diesem Kapitel werden Unterrichtsmaterialien bereitgestellt, die einerseits den Fokus auf die Ebenen der Sprache (Lautung, Wortschatz, Grammatik) richten, andererseits auf die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Grammatik“ eingehen und festhalten, dass die Dialekte eine Grammatik haben. Die Merkmale des Schweizerdeutschen werden im Vergleich zum Standarddeutschen herausgearbeitet.

#### II.I. Merkmale des Schweizerdeutschen **

Die Lernenden festigen anhand einer kleinen Übersetzungsübung (Standarddeutsch/Schweizerdeutsch) ihr Wissen um die verschiedenen sprachlichen Ebenen (Lautung, Wortschatz, Grammatik); die Übung dient gleichzeitig dazu, einige Merkmale des Schweizerdeutschen herauszuarbeiten.

#### II.II. Schweizerdeutsche Grammatik

Die Lernenden beschäftigen sich mit ausgewählten grammatischen Aspekten des Schweizerdeutschen:

- Verben: Vergleich regelmässiger und unregelmässiger Partizipien im Schweizerdeutschen und Standarddeutschen; Thematisierung des fehlenden Präteritums im Schweizerdeutschen
- Nomen: Thematisierung des Diminutivs als Besonderheit des Schweizerdeutschen
- Adjektiv: Vergleich der Steigerung im Schweizerdeutschen und Standarddeutschen
- Syntax: Fokus auf unterschiedliche Verbstellungen im Nebensatz

## III. Dialekte sind von Ort zu Ort verschieden

In diesem Kapitel werden Unterrichtsmaterialien bereitgestellt, die den Fokus auf die arealen Unterschiede des Schweizerdeutsch richten: einerseits die (grossräumigen) Nord-Süd- und West-Ost-Gegensätze, andererseits die Kleinkammerung der Dialektlandschaft. Zudem wird das Schweizerdeutsche im gesamtdeutschen Dialektraum verortet.

### III.I. Verschiedene schweizerdeutsche Dialekte **

Hörbeispiele eines Vergleichstextes in verschiedenen Dialekten machen deutlich, wie sich die Dialekte unterscheiden. Die Lernenden zeichnen die dialektalen Unterschiede in einer Karte ein.

### III.II. Die Einteilung schweizerdeutscher Dialekte

Das Arbeitsblatt befasst sich mit der sprachwissenschaftlichen Einteilung der schweizerdeutschen Dialekte in Bezug auf alle deutschen Dialekte und die Dialekte innerhalb der Schweiz.

### III.III. Die schweizerdeutsche Dialektlandschaft **

Zwei Arbeitsblätter beschäftigen sich mit der sprachgeografischen Vierteilung in Nord und Süd sowie in West und Ost anhand verschiedener dialektaler Merkmale.

### III.IV. Bezeichnungsvielfalt und Benennungsmotivik **

Das Studium von verschiedenen Karten und Kommentaren zeigt die ebenfalls vorhandene Kleinkammerung der Dialektlandschaft auf und illustriert, woher unterschiedliche Bezeichnungen kommen können.

### III.V. Das Chochichästli-Orakel

Die Lernenden lokalisieren ihren Dialekt mittels Orakel (dialects.from.ch) und stellen Überlegungen dazu an, wieso das Orakel relativ gut funktioniert.

## IV. In Dialekten findet man Eigenheiten älterer Sprachstufen

In diesem Kapitel werden Unterrichtsmaterialien bereitgestellt, die den Fokus auf die diachrone Dimension richten. Der Lautstand des Schweizerdeutschen wird mit demjenigen des Mittelhochdeutschen verglichen. In diesem Zusammenhang wird der Begriff des Sprachwandels thematisiert.

### IV.I. Dialekt und ältere Sprachstufen **

Ausgehend von mittelhochdeutschen Textauszügen wird das Verhältnis von Dialekt und Standarddeutsch in historischer Dimension thematisiert. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der fehlenden Monophthongierung und Diphthongierung im Schweizerdeutschen und damit auf Sprachwandel im Bereich der Phonetik/Phonologie.

### IV.II. Sprachwandel in der Grammatik

Eine Untersuchung der Verb-Endungen im Plural in verschiedenen Sprachen sowie in verschiedenen Dialekten zeigt den Sprachwandel im Bereich der Grammatik auf.

## V. Wörter haben eine Vergangenheit und eine Zukunft

In diesem Kapitel werden Unterrichtsmaterialien bereitgestellt, die den Fokus auf den Sprachwandel richten. Es wird auf Wortschatzwandel in Zusammenhang mit unserer sich verändernden Lebenswelt fokussiert. Aktuelle Befragungsergebnisse können mit dem KSDS kontrastiert, eine eigene Umfrage soll durchgeführt werden.

### V.I. Wörter sind Teil unserer Geschichte

Ausgehend von einem Text zur Getreideernte in Schüpfheim (Aufnahme zwischen 1954–1959) wird Wortschatzwandel in Zusammenhang mit dem Wandel der Lebenswelt erarbeitet und dessen Eigenheiten mit Karten aus dem KSDS geklärt. Ein Artikel aus dem Bund ergänzt den KSDS. Ein Exkurs zur Anglizismendebatte rundet den Block ab.

### V.II. Vergleich *Kleiner Sprachatlas* und Online-Umfrage **

Der Vergleich einer Online-Umfrage mit Karten des KSDS soll zeigen, wie sich der Dialekt im Bereich der Lexik verändert; zudem werden Anleitungen zu einer eigenen Umfrage im Ort präsentiert.

### V.III. Volksetymologie

Der Begriff „Volksetymologie“ wird mit dem KSDS (v. a. über verschiedene Bezeichnungen für die Ameise) und mit Hilfe des Internets eingeführt und vertieft.

### V.IV. Woher kommen die Wörter einer Sprache?

Auszüge aus Elmar Seebolds Einführung in die Etymologie gehen der Frage nach, woher das „Grundmaterial“, das unseren Wortschatz ausmacht, stammt.

## Unterrichtseinheit

Ca. 12 Lektionen à 45 Minuten (inkl. Teilbearbeitung als Hausaufgaben); die in der Kurzpräsentation mit ** gekennzeichneten Arbeitsblätter sind Teil dieser Unterrichtseinheit.
Sobald der *Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz* zum Einsatz kommt, ist eine kurze Einführung zur Materialgrundlage und deren Aufbereitung sinnvoll (vgl. Einführung I.I. sowie KSDS S. 235).

<table>
<tr><th></th><th>Inhalt</th><th>Anmerkungen zur Sekundarstufe I</th><th>Anmerkungen zur Sekundarstufe II</th></tr>
<tr><td>1</td><td>I.I. Sprache – Dialekt – Mundart</td><td>Die Definition von Bussmann ist anspruchsvoll; dementsprechend muss mehr Zeit auf das Verständnis verwendet werden. (Aufgabe 1)</td><td></td></tr>
<tr><td>2</td><td rowspan="2">I.II. Die Diglossie-Situation in der (Deutsch-)Schweiz</td><td>– Einstieg über die Karten zur Verwendung von Schweizerdeutsch resp. Hochdeutsch; auf diese Weise den Begriff der Diglossie einführen<br>– Aufgaben 2–4</td><td>– Einstieg über den Begriff der Diglossie<br>– Aufgaben 1–4</td></tr>
<tr><td>3</td><td>Aufgaben 5–8 (Auswahl)</td><td>Aufgaben 5–8 (Auswahl) oder Alternative zum AB I.II.</td></tr>
<tr><td>4</td><td rowspan="2">II.I. Merkmale des Schweizerdeutschen</td><td colspan="2">S. 1 („Merkmale des Schweizerdeutschen“)</td></tr>
<tr><td>5</td><td colspan="2">– S. 2 („Übersichtsblatt“) und S. 3 (Text Rudolf von Tavel)<br>– Hausaufgabe: Beispieltext zu den Merkmalen verfassen</td></tr>
<tr><td>6</td><td>III.I. Verschiedene schweizerdeutsche Dialekte</td><td>Variante A</td><td rowspan="2">Variante B</td></tr>
<tr><td>7</td><td rowspan="2">III.III. Die schweizerdeutsche Dialektlandschaft</td><td rowspan="2"></td></tr>
<tr><td>S. 2 („Dialektlandschaft 2“)</td></tr>
<tr><td>8</td><td>III.IV. Bezeichnungsvielfalt und Benennungsmotivik</td><td>Aufgaben 1–3</td><td></td></tr>
<tr><td>9</td><td rowspan="2">IV.I. Dialekt und ältere Sprachstufen</td><td>– Aufgaben 1–2<br>– ad 2) Lehrervortrag zur nhd. Monophthongierung und Diphthongierung, anschl. Aufgaben a. und b. zusammen bearbeiten</td><td>Aufgaben 1–2</td></tr>
<tr><td>10</td><td>Aufgaben 4–5</td><td>Aufgaben 3–5 in ergänzender Gruppenarbeit bearbeiten</td></tr>
<tr><td>11</td><td rowspan="2">V.II. Vergleich *Kleiner Sprachatlas* und Online-Umfrage</td><td>Aufgaben 1–3</td><td>Aufgaben 1–4</td></tr>
<tr><td>12</td><td colspan="2">Aufgabe 5</td></tr>
</table>

# Linksammlung

*Folgende Links vermitteln themenrelevante Informationen:*

### Chochichästli-Orakel
http://dialects.from.ch
Orakel, Orakel, oh sprich!!! Woher nun, woher wohl bin ich??? Geben Sie zu zehn Grössen Ihre dialektale Variante ein und das Orakel spricht, woher Sie kommen.

### Dialekt
www.dialekt.ch
Auf dieser Website finden Sie Tonbeispiele und Informationen zu den Dialekten in der deutschsprachigen Schweiz.

### Familiennamen
http://drs.srf.ch/www/de/drs3/themen/panorama/66982.auf-den-spuren-eures-namens_gruppe_QT.html
Die Experten des *Schweizerischen Idiotikons* erklären beim Radio SRF 3 jeden Dienstag Herkunft und Bedeutung einiger Familiennamen, was sprachgeschichtlich oft interessant ist. Die Beiträge sind im Archiv abrufbar.

### Mundartplattform Radio SRF
http://drs.srf.ch/www/de/drs1/themen/mundart.html
Die Mundartplattform von Radio SRF ist eine Service- und Interaktionsplattform für alle Mundartinteressierte: Ein Mundartlexikon steht zur Verfügung, Sendungen zur Mundart werden aufgeführt und können angehört werden (so die bekannte *Schnabelweid*-Sendung).

### Ortsnamen
www.ortsnamen.ch
Diese Website stellt Resultate der schweizerischen Ortsnamenforschung der Öffentlichkeit zur Verfügung und orientiert über den Stand der Namenforschung in der Schweiz.

### Phonogrammarchiv
www.phonogrammarchiv.uzh.ch/index.html
Das Phonogrammarchiv der Universität Zürich hat in seiner 100-jährigen Geschichte als ältestes Tonarchiv der Schweiz eine Fülle von Tondokumenten zur Sprache in der Schweiz erstellt und gesammelt.

## Schweizerisches Idiotikon

www.idiotikon.ch

Das *Schweizerische Idiotikon* dokumentiert die deutsche Sprache in der Schweiz vom Spätmittelalter bis ins 21. Jahrhundert. Mit 16 abgeschlossenen Bänden, die zusammen über 150 000 Stichwörter enthalten, ist es das grösste Regionalwörterbuch des Deutschen. Abfragen sind online möglich.

## Zeitschrift SchweizerDeutsch

www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch/schweizerdeutsch

Herausgeber der Zeitschrift *SchweizerDeutsch* ist der *Verein Schweizerdeutsch VSD*. Er hat den Zweck, „die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern sowie ein zeitgemässes Mundartverständnis im Rahmen der Diglossiesituation zu stärken". Den inhaltlichen Rahmen der Zeitschrift gibt das Sprachleben der deutschen Schweiz in seiner Vielfalt und Spannweite. Aktuelle Fragen lösen grundsätzlichere Beiträge aus.

*Forschung zu schweizerdeutschen Dialekten wird an folgenden Lehrstühlen betrieben:*

Universität Zürich, Deutsches Seminar, Lehrstuhl Prof. Dr. Elvira Glaser
http://www.ds.uzh.ch/Linguistik/personen.php?show=lehrstuhl&lehrstuhl=gla

Universität Freiburg i. Ü., Studienbereich Germanistik, Lehrstuhl Prof. Dr. Helen Christen
http://lettres.unifr.ch/de/sprachen-literaturen/germanistik/personen/christen.html

An der Universität Freiburg i. Ü. kann ausserdem ein Master in Germanistik mit dialektologischem Profil erworben werden.

# Sprache – Dialekt – Mundart

Worin unterscheidet sich ein Dialekt (Synonym: Mundart) von einer Sprache? Unter Sprachwissenschaftlern gibt es ganz unterschiedliche Auffassungen, wie diese beiden sprachlichen Varietäten[1] abzugrenzen sind. Die folgende Definition des Begriffs „Dialekt" beinhaltet die gängigsten Kriterien:

> Sprachliche Varietät mit begrenzter räumlicher Geltung im Gegensatz zur überdachenden Standardsprache; Sprachsystem, das …
> (a) zu anderen Systemen ein hohes Mass an Ähnlichkeit aufweist, sodass eine – zumindest partielle – wechselseitige Verstehbarkeit möglich ist,
> (b) regional gebunden ist in dem Sinne, dass die regionale Verbreitung dieses Systems nicht das Gebrauchsgebiet eines anderen Systems überlappt, und
> (c) keine Schriftlichkeit bzw. Standardisierung im Sinne offiziell normierter orthographischer und grammatischer Regeln aufweist.
>
> Hadumod Bußmann ([4]2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 131.

Auch politische und historische Gesichtspunkte spielen bei der Bezeichnung einer Varietät eine Rolle: So gilt das Luxemburgische als eine Sprache, während die sehr ähnlichen benachbarten deutschen Varietäten, zu denen das Luxemburgische linguistisch gehört, von der Sprachgemeinschaft für blosse Dialekte angesehen werden. Und Mandarin und Kantonesisch, die offiziell zu einer einzigen Sprache, dem Chinesischen, gehören, sind gegenseitig nicht verständlich, werden aber trotzdem als Dialekte bezeichnet.

## Arbeitsanregungen:

1) Formulieren Sie die oben stehende Definition in eigene Worte um.
2) Diskutieren Sie den Punkt „wechselseitige Verstehbarkeit" im Hinblick auf die Dialekte Walliserdeutsch – Zürichdeutsch und im Gegensatz zu den Sprachen Italienisch – Spanisch.
3) Auf Wikipedia fand sich vor geraumer Zeit der nachfolgende Definitionsversuch des Begriffs „Dialekt", der mittlerweile gelöscht wurde:
   *„Sprachliche Varietät mit begrenzter räumlicher Geltung, deren grammatische Strukturen gegenüber der Standardsprache dürftig besetzt sind und die hauptsächlich von der Unterschicht verwendet wird."*
   Welche Kriterien werden angeführt? Vergleichen Sie die Definition mit derjenigen in der Einleitung und beurteilen Sie sie aufgrund der gegenwärtigen Sprachsituation in der deutschen Schweiz.
4) Wie viele Sprachen gibt es auf der Welt? Wie viele Dialekte in der Schweiz? Überlegen Sie sich eine Antwort auf dem Hintergrund der oben stehenden Informationen.

---

[1] Der Begriff „Varietät" ist ein allgemeiner Ausdruck für die je spezifische Ausprägung eines sprachlichen Verhaltens in einem mehrdimensionalen (regional, sozial, situativ, historisch differenzierten) „Varietätenraum" (Hadumod Bußmann ([4]2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 772). Dem linguistischen Begriff „Varietät" entspricht damit in etwa das, was wir im Alltag als Sprache in einer Sprache wahrnehmen (ein Dialekt, die Jugendsprache, die Zeitungssprache usw.).

# Hinweise für die Lehrperson

In der Einleitung zum Arbeitsblatt wird der Begriff „Varietät“ eingeführt und erklärt. Die Definition in der Fussnote ist anspruchsvoll formuliert und bedarf vermutlich weiterer Erklärungen durch die Lehrperson. Zudem sollte auch der Begriff des „Sprachsystems“ thematisiert werden.

Zu beachten ist, dass die Definition aus Bußmann in Abgrenzung zur Standardsprache (und nicht zu irgendeiner Sprache) geschieht. Trotzdem ist es hilfreich, die Punkte im Vergleich zweier Dialekte (z. B. Baseldeutsch und Luzerndeutsch) und zweier unterschiedlicher Sprachen (z. B. Französisch und Russisch) nachzuvollziehen.

Obwohl das Schweizerdeutsche nicht offiziell normiert ist, existiert trotzdem eine grosse Zahl von Wörterbüchern (allen voran das Schweizerische Idiotikon www.idiotikon.ch, siehe auf der Homepage auch die Zusammenstellung der Regionalwörterbücher) und Grammatiken (z. B. Zürichdeutsche Grammatik von Albert Weber (1948), Luzerndeutsche Grammatik von Ludwig Fischer (1960), Baseldeutsch-Grammatik von Rudolf Suter (1976)). Sie haben vor allem deskriptiven Charakter. Da diese Grammatiken einen älteren Sprachgebrauch beschreiben, werden sie gleichzeitig als normativ betrachtet, welche die „richtige“, „echte“ Mundart vorgeben.

## Zu den Arbeitsanregungen:

ad 2)
Dialekte, die man selten hört oder die spezielle Laute und Formen haben, versteht man schlecht; dagegen verstehen sich SprecherInnen eng verwandter Sprachen bis zu einem gewissen Grade. Ev. mit kurzen Hörbeispielen illustrieren (youtube).

ad 3)
Die Ansicht der dürftigen Besetzung aller grammatischen Strukturen geht auf die sogenannte „Defizit-Hypothese“ von Basil Bernstein zurück, wonach die Sprechweise der sozialen Unterschicht „restringiert“ sei, die Sprechweise der Mittel- und Oberschicht dagegen „elaboriert“. Diese Hypothese wurde in der Germanistik auf das Begriffspaar Dialekt/Standard übertragen: Den Dialekten fehlen ganze Kategorien wie z. B. das Präteritum der Verben. Die Dialekte haben nur einen reduzierten Wortschatz, wenig syntaktische Pläne und wenig Möglichkeiten der logischen Strukturierung, z. B. keine hypotaktischen Konjunktionen. Diese Defizit-Hypothese ist mittlerweile widerlegt. Dialekt und – in diesem Fall – Hochsprache unterscheiden sich in ihren prinzipiellen Möglichkeiten nicht. Der auffallende Unterschied liegt vielmehr in der Besetzung und Häufigkeit der Verwendung (Frequenz) bestimmter grammatischer Möglichkeiten. Die Unterschiede, z. B. die häufigere Parataxe in Dialekt (beigeordnete Teilsätze) oder die konkrete Ausdrucksweise gegenüber der Hypotaxe (untergeordnete Teilsätze) und der abstrakteren Ausdrucksweise in der Hochsprache, sind keine Systemunterschiede, sondern lassen sich durch die verschiedenen Verwendungsbereiche von Dialekt und Hochsprache erklären (Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit). (nach Heinrich Löffler (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen, S. 4f.)

Beispiele für die unterschiedliche Besetzung der grammatischen Möglichkeiten (lokal unterschiedlich):

| **stärker differenziert im Standard** | **stärker differenziert im Dialekt** |
|---|---|
| Tempussystem:<br>*Ich kam, ich war gekommen, ich werde kommen* | Pronomen (stark, schwach, Ausfall):<br>*Weiss är, wo **du** / **de** / **d** / **Ø** woonsch?*<br><br>=> Die Varianten „d“ und „du“ gelten in der ganzen Deutschschweiz, allerdings ist das schwache Pronomen „d“ deutlich frequenter; die Variante „de“ sowie Ausfall des Pronomens finden sich vor allem im Nordwesten der Deutschschweiz |
| Kasussystem:<br>*der Mann, den Mann, dem Mann, des Mannes* | Verbverkleinerung:<br>*schaffe / schäffele / schäfferle* |
| Relativsätze:<br>*Der Mann, **der** soeben das Haus verlässt / **den** ich kenne / **dem** ich dies verdanke* | Komparativanschluss (bei phrasenförmigen, satzförmigen Vergleichen):<br>*Si isch elter **als** / **weder** / **wie** / **wan** ich.*<br>*Si isch elter **als (dass)** / **weder (dass)** / **wie (dass)** / **wan (dass)** ich gmeint ha.* (vgl. Syntaxkarten 3 und 4) |
| | geschlechtsspezifisches Zahlwort:<br>*zwee / zwoo / zwäi* (vgl. Karte 109) |

Die hauptsächliche Verwendung des Dialekts in der Unterschicht spielt gerade in der deutschen Schweiz überhaupt keine Rolle, wo alle, unabhängig von sozialen Zugehörigkeiten, Dialekt sprechen.

ad 4)
Sprachen: Insgesamt gibt es in der Welt ca. 5’000–6’000 verschiedene Sprachen. Diese Zahl kann nicht genauer bestimmt werden, weil es einerseits Gebiete gibt, die sprachwissenschaftlich sehr schlecht erforscht sind, und weil andererseits keine eindeutigen Kriterien existieren, um einzelne Sprachen voneinander abzugrenzen.
Dialekte: siehe KSDS, S. 34

Optionale Weiterführung des Themas „Sprachen dieser Welt“:
Frage: Welche Teile der Welt können wir als Klasse mit unseren gesammelten Sprachkenntnissen bereisen?
Auf der Website http://www.travelblog.org/VC/visited-countries.html (1.5.2013) kann durch Anklicken der Länder eine Sprachen-Weltkarte erstellt werden. Die Website http://www.rhzsprachen.ch/abendkurse/info/sprachen/index.htm (1.5.2013) hilft bei Unsicherheiten in Bezug darauf, wo welche Sprache gesprochen wird.

# Die Diglossie-Situation in der (Deutsch-)Schweiz

Diglossie beschreibt eine stabile Form von gesellschaftlicher Zweisprachigkeit, in der eine klare funktionale Differenzierung zwischen einer (sozial) „niedrigen“ Sprachvarietät und einer (genetisch verwandten) „hohen“ Standardvarietät[1] besteht.
Die „hohe“ Standardvarietät …
- ist grammatisch, lexikalisch und stilistisch komplexer
- ist kodifiziert und normiert
- wird mit sozial prestigereichen Situationen assoziiert
- wird in formellen Sprechsituationen und als Schriftsprache verwendet, nicht in der Alltagskommunikation
- wird sekundär durch die Schule vermittelt, nicht durch die Primärsozialisation.

Die Diglossie-Situation in der Schweiz wird als „mediale Diglossie“ bezeichnet, da sich die funktionale Differenzierung weitgehend auf die Bereiche Schriftlichkeit und Mündlichkeit verteilt.
Diglossie-Situationen finden sich z.B. in arabischen Ländern (klassisches vs. umgangssprachliches, regional geprägtes Arabisch), in Haiti (Französisch vs. Kreol). Der Begriff wird teilweise auch verwendet für Sprachgemeinschaften mit genetisch nicht verwandten Sprachen (Spanisch und Guaraní (Indianersprache) in Paraguay) und schliesslich werden in der allgemeinen Fassung alle Situationen als diglossisch verstanden, in der zwei oder mehr Sprachvarietäten (Register, Soziolekt, Dialekt) unterschiedlichen funktionalen Kontexten zugeschrieben werden (nach Hadumod Bußmann ([4]2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 136).

## Arbeitsanregungen:

1) Überprüfen Sie, inwiefern die oben stehende Definition auf die deutsche Schweiz zutrifft.
2) Hochdeutsch wird geschrieben, Schweizerdeutsch gesprochen. In welchen Bereichen ergeben sich im Alltag Überschneidungen im Gebrauch von Dialekt und Standard?
3) Forscherinnen der Universität Zürich gehen davon aus, dass 75% aller in der Deutschschweiz verschickten SMS auf Dialekt geschrieben werden. Wie lässt sich diese Zahl erklären? Welche Vorteile bringt es für die Schreibenden mit sich, dass das Schweizerdeutsche nicht normiert ist?
4) Wie müsste eine „schweizerdeutsche Schriftsprache“ Ihrer Meinung nach aussehen? Welche Nachteile brächte eine solche Einheitssprache der Schweiz?
5) Im Kanton Genf wird Schweizerdeutsch-Verstehen ab 2012 zu einem offiziellen Schulfach. Obligatorisch Schweizerdeutsch verstehen lernen müssen alle, die das Schwerpunktfach „moderne Sprachen“ auf Sekundarstufe I belegen. Diese Schulstufe heisst in Genf „Cycle d’orientation“, die Schüler sind rund 12 bis 15 Jahre alt. (Tages-Anzeiger vom 28.11.2010). Halten Sie diesen Entscheid für sinnvoll?

[1] Der Begriff „Varietät“ ist ein allgemeiner Ausdruck für die je spezifische Ausprägung eines sprachlichen Verhaltens in einem mehrdimensionalen (regional, sozial, situativ, historisch differenzierten) „Varietätenraum“ (Hadumod Bußmann ([4]2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart, S. 772). Dem linguistischen Begriff „Varietät“ entspricht damit in etwa das, was wir im Alltag als Sprache in einer Sprache wahrnehmen (ein Dialekt, die Jugendsprache, die Zeitungssprache usw.).

6) Die Sendung 10vor10 hat am 29.4.2008 einen Beitrag mit dem Titel „Deutsche lernen Schweizerdeutsch“ ausgestrahlt. Sehen Sie sich den Beginn des Beitrags an (bis 2:54) und beantworten Sie die folgenden Fragen:
    a. Wie sind laut Beitrag die Reaktionen der Schweizer, wenn Deutsche Schweizerdeutsch lernen? Was löst diese Reaktion bei den Deutschen aus?
    b. Worin liegen laut Friederike Wolter die Schwierigkeiten beim Erlernen des Schweizerdeutschen?
    c. Sind Sie der Meinung, dass Deutsche Schweizerdeutsch lernen sollen?
7) Zum selben Thema ist am 20. Juni 2010 in der „NZZ am Sonntag“ der Artikel „Grüzi wohl“ erschienen. Lesen Sie diesen Artikel und bearbeiten Sie die beiden folgenden Punkte:
    a. Welche Faktoren begünstigen das Erlernen des Schweizerdeutschen? Können Sie diese Punkte nachvollziehen?
    b. In welchen Bereichen der Sprache ergeben sich Schwierigkeiten für Personen, die Schweizerdeutsch lernen?
8) Liegt in den anderen Landesteilen der Schweiz ebenfalls eine Diglossie-Situation vor? Informieren Sie sich im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* über die Sprachsituation in der französisch- und italienischsprachigen sowie der rätoromanischen Schweiz (S. 25).

NZZ am Sonntag, 20. Juni 2010

# Grüzi wohl! Warum Deutsche am Schweizerdeutsch scheitern

**Das Interesse, den Schweizer Dialekt zu lernen, ist riesig. Allein an der Klubschule Migros schreiben sich jedes Jahr über 1000 Personen für einen Kurs ein. Viele davon sind Deutsche. Doch trotz sprachlicher Verwandtschaft macht ihnen das Schweizerdeutsch speziell Mühe – mehr als beispielsweise Spaniern, Italienern oder Finnen.** ***Von Simone Schmid***

Ottmar Hitzfeld hat einen grossen Vorteil: Als gebürtiger Lörracher spricht er Alemannisch. Sollte sich der Trainer der Schweizer Fussballnationalmannschaft einmal dazu entschliessen, Schweizerdeutsch zu lernen, braucht es nicht mehr viel: Sein Kehlkopf, seine Zunge und unzählige Sprechmuskeln sind schon ziemlich gut auf Schweizer Laute getrimmt. Schwieriger haben es seine Landsleute, die weiter aus dem Norden kommen. Seit Jahren besuchen Tausende von ihnen Schweizerdeutschkurse. Keine Sprachschule in der Schweiz, die nicht Mundart-Training anbieten würde. Allein an der Migros-Klubschule besuchten letztes Jahr 1000 Personen einen Schweizerdeutschkurs. Deutsche, die tatsächlich Dialekt sprechen, trifft man jedoch selten.

Dabei verstehen vor allem Süddeutsche die Schweizer Mundart oft ohne Probleme. Wenn es aber ums Sprechen geht, haben Deutsche mehr Schwierigkeiten mit dem Schweizerdeutschen als zum Beispiel Finnen oder Spanier. Dies beobachtet auch die Sprachlehrerin Silvia Forrer, die bei EB Zürich Mundart unterrichtet. „Am Anfang betonen die Deutschen alles komplett falsch“, sagt sie. Das Problem ist die enge Verwandtschaft der beiden Sprachen. Das Hochdeutsche hilft zwar beim Verstehen, aber gleichzeitig ist es eine einzige Fehlerquelle, weil Wörter und Satzbau übernommen werden. Das Resultat sind die sogenannten falschen Freunde: So bedeutet das Zürichdeutsche „ich mag nid kchoo“ eben nicht „ich mag nicht kommen“, sondern so etwas wie „ich komm damit nicht zu Rande“. Auch in der Grammatik gibt es solche Fallen: Die Mundart kennt zum Beispiel kein Imperfekt, womit der Satz „ich war geschter z Bärn“ zwar verstanden wird, aber entlarvend falsch ist. „Eine Italienerin, die nachspricht, was sie hört, lernt den Dialekt tatsächlich einfacher“, sagt Iwar Werlen, Professor für Allgemeine Linguistik an der Universität Bern.

Die wohl umfassendste Studie zum Thema („Deutsche in der Deutschschweiz“, Werner Koller) kommt zum Schluss, dass Deutsche, die schon einen deutschen Dialekt sprechen, einfacher und schneller Schweizerdeutsch lernen. Befragt wurden 100 Personen, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten. 33 von ihnen sprachen „gut bis sehr gut“ Schweizerdeutsch, wobei die meisten den Dialekt innerhalb von drei Jahren erlernt hatten. Die interviewten Personen waren sich aber fast alle einig, dass es nicht möglich sei, Schweizerdeutsch perfekt zu lernen.

Als eines der grössten Hindernisse beim Lernen des Dialekts nennt die Studie die Schweizerinnen und Schweizer. „Sie helfen Deutschen kaum in ihrem Bemühen, zum Schweizerdeutschen zu wechseln, reagieren negativ darauf, empfinden es als Sich-Eindrängen ins Schweizerische und empfehlen ihnen, besser beim Hochdeutschen zu bleiben“, lautet das Fazit. Dieser Befund aus dem Jahr 1992 hat sich nicht geändert. „Die Bereitschaft, radebrechendes Schweizerdeutsch nett zu finden, ist gering“, sagt Christof Meier, der Leiter der Integrationsförderung der Stadt Zürich. „Wenn ein Welscher Schweizerdeutsch spricht, sagen wir: Jööö. Ein deutscher Akzent kommt viel negativer an“, sagt Sprachforscher Werlen. Durch negative Reaktionen werde das Lernen blockiert.

Das grösste Problem aber sei das Alter der Zuwanderer, glaubt Werlen. Als Erwachsener einen Dialekt zu lernen, sei „extrem schwierig“. In der Sprachwissenschaft geht man davon aus, dass

nur rund 3 Prozent aller Personen überhaupt in der Lage sind, nach der Pubertät eine Sprache so zu lernen, dass sie wie ihre Muttersprache klingt. Gerade die sprachlichen Details, die schwer zu erlernen sind, machen aber oft den Unterschied aus zwischen Standardsprache und Dialekt.

So ist ein Mensch auch in der Schweiz ein Mensch, aber man sagt „Mänsch“ oder „Mönsch“ zu ihm. Das tönt einfach. Doch um diese Nuance zu erkennen, braucht es ein gutes Gehör. Und damit es bei der Aussprache echt klingt, müssen die Sprechmuskeln richtig koordiniert werden. Für das Gehirn eines Erwachsenen ist das schwierig. „Ein Säugling kann rein physisch jede Prosodie, also jede Sprachmelodie, lernen, egal ob Spanisch oder Chinesisch“, erklärt Werlen. Doch nach dem Lernen der Muttersprache beherrscht diese das Gehirn. Die feinmotorische Koordination, die es für die Aussprache dieser Sprache braucht, wird automatisiert. „Beim Lernen neuer Laute muss das Gehirn sozusagen neu programmiert werden“, erklärt Werlen. Je älter ein Mensch, desto schwieriger werde das.

Das Schweizerdeutsche hat aber noch ein paar Stolpersteine mehr zu bieten als nur eine ungewohnte Aussprache: die Grammatik, die ungeschriebenen Regeln und tausend Ausnahmen. Das Wort Staubsauger ist ein schönes Beispiel. Wann spricht man das „au“ als „au“ aus? Und wann als „uu“? Diese Regel kann wohl niemand erklären. Aber doch ist allen klar, dass man „Staubsuuger“ und nicht „Stuubsauger“ sagt. „Schweizerdeutsch ist keine kodifizierte Sprache“, sagt Iwar Werlen. Das heisst, dass die Regeln nirgends verbindlich festgeschrieben sind. „Aber dennoch kann man unglaublich viel falsch machen.“ Besonders Akademiker hätten Angst, sich zu blamieren. Wem sein Ruf egal ist und wer sich auch von negativen Reaktionen von Schweizern nichts anhaben lässt, der lernt den Dialekt besser.

In den Informationsveranstaltungen für Deutsche werde auf dieses Problem hingewiesen, sagt Meier. Er rät zwar nicht explizit von Sprachkursen ab. Aber zur Integration reiche es völlig aus, wenn man den Dialekt verstehe. Für die Deutschen sei diese Lösung vollkommen normal: „In München erwartet auch niemand, dass Kölner, Zürcher oder Hamburger Bayrisch reden.“

## Hinweise für die Lehrperson

Die Fragen beleuchten die Diglossie-Situation von verschiedenen Seiten und überschneiden sich zum Teil. Es wird empfohlen, auszuwählen und selbst Schwerpunkte zu setzen.

Als Einstieg eignet sich auch eine kurze Bestandesaufnahme der Diglossie-Situation in der deutschsprachigen Schweiz, da die Lernenden tagtäglich damit konfrontiert sind. Dazu erhalten alle Schülerinnen und Schüler Karten in zwei verschiedenen Farben, auf denen sie je Beispiele für Situationen notieren, in denen Hochdeutsch resp. Schweizerdeutsch verwendet wird. Beim Sammeln, Ordnen und Diskutieren der Beispiele kann bereits der Begriff der medialen Diglossie eingeführt werden. Die Arbeitsanregungen 2) bis 4) lassen sich gut in diese Diskussion einbeziehen.

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)
grammatisch, lexikalisch und stilistisch komplexer:
Die Ansicht der dürftigen Besetzung aller grammatischen Strukturen geht auf die sogenannte „Defizit-Hypothese“ von Basil Bernstein zurück, wonach die Sprechweise der sozialen Unterschicht „restringiert“ sei, die Sprechweise der Mittel- und Oberschicht dagegen „elaboriert“. Diese Hypothese wurde in der Germanistik auf das Begriffspaar Dialekt/Standard übertragen: Die Dialekte haben nur einen reduzierten Wortschatz, wenig syntaktische Pläne und wenig Möglichkeiten der logischen Strukturierung, z. B. keine hypotaktischen Konjunktionen. Diese Defizit-Hypothese ist mittlerweile widerlegt. Dialekt und – in diesem Fall – Hochsprache unterscheiden sich **in ihren prinzipiellen Möglichkeiten nicht**. Der auffallende Unterschied liegt vielmehr in der Besetzung und Häufigkeit der Verwendung (Frequenz) bestimmter grammatischer Möglichkeiten. Die Unterschiede, z. B. die häufigere Parataxe in Dialekt (beigeordnete Sätze) oder die konkrete Ausdrucksweise gegenüber der Hypotaxe und der abstrakteren Ausdrucksweise in der Hochsprache, sind keine Systemunterschiede, sondern lassen sich durch die verschiedenen Verwendungsbereiche von Dialekt und Hochsprache erklären (Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit). (nach Heinrich Löffler (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen, S. 4f.)

Beispiele für die unterschiedliche Besetzung der grammatischen Möglichkeiten (lokal unterschiedlich):

| **stärker differenziert im Standard** | **stärker differenziert im Dialekt** |
|---|---|
| Tempussystem:<br>*Ich kam, ich war gekommen, ich werde kommen* | Pronomen (stark, schwach, Ausfall):<br>*Weiss är, wo **du** / **de** / **d** / **Ø** woonsch?*<br><br>=> Die Varianten „d“ und „du“ gelten in der ganzen Deutschschweiz, allerdings ist das schwache Pronomen „d“ deutlich frequenter; die Variante „de“ sowie Ausfall des Pronomens finden sich vor allem im Nordwesten der Deutschschweiz |
| Kasussystem:<br>*der Mann, den Mann, dem Mann, des Mannes* | Verbverkleinerung:<br>*schaffe / sch**äffele** / sch**äfferle*** |
| Relativsätze:<br>*Der Mann, **der** soeben das Haus verlässt / **den** ich kenne / **dem** ich dies verdanke* | Komparativanschluss (bei phrasenförmigen, satzförmigen Vergleichen):<br>*Si isch elter **als** / **weder** / **wie** / **wan** ich.*<br>*Si isch elter **als (dass)** / **weder (dass)** / **wie (dass)** / **wan (dass)** ich gmeint ha*. (vgl. Syntaxkarten 3 und 4) |
| | geschlechtsspezifisches Zahlwort:<br>*zwee / zwoo / zwäi* (vgl. Karte 109) |

Auch in Bezug auf die Lexik gibt es Verwendungsbereiche, in denen die Dialekte komplexer sind. Beispiel für die lexikalische Komplexität beim Verb „arbeiten“ (Zürich- und Berndeutsch):
*schaffe* (arbeiten); *chrampfe*, *chrüpple* (schwer arbeiten); *moorggse* (mühsam arbeiten); *büeze* (gegen Geld arbeiten); *bügle* (schnell arbeiten); *schäffele* (langsam arbeiten); *chüngele*, *gvätterle* (unfachgemäss arbeiten), *schludere* (nachlässig arbeiten)

ad 2)
Schriftlichkeit des Dialekts herrscht vor allem im Bereich der neuen Medien vor, um Nähe und das Informelle einer Situation zu signalisieren. Mündlichkeit der Hochsprache lässt sich im Fernsehen/Radio (bestimmte Sendungen!), z. T. bei Reden oder auch im Austausch mit Leuten, die Schweizerdeutsch nicht verstehen, beobachten.

ad 3)
SMS sind informell und persönlich; Vorteil des Schweizerdeutschen: Man kann keine Orthografie-Fehler machen (siehe KSDS, S. 27f.).

ad 4)
Nachteile: Abkoppelung vom der deutschen Sprachgemeinschaft (ökonomisch, kulturell und kommunikativ fragwürdig) (siehe KSDS, S. 26)

ad 6)
http://www.sendungen.sf.tv/10vor10/Sendungen/10vor10/Archiv/Sendung-vom-29.04.2008
(1.5.2013)

## Alternative zum AB I.II.:

Diskussion um Hochdeutsch und Schweizerdeutsch

Die Diskussion um Dialekt und Hochdeutsch findet in der Schweiz wellenartig immer wieder statt. Kürzlich ging es beispielsweise um die Frage, ob im Kindergarten Hochdeutsch gesprochen werden darf/soll.

Am 16.10.2010 löste ein Artikel im „Tages-Anzeiger" wieder eine heftige Diskussion aus:
Peter von Matt, bis 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, hat für das Magazin „Tintenfass" einen Beitrag geschrieben, der vom „Tages-Anzeiger" in gekürzter Form übernommen und ohne Einverständnis des Autors mit dem polemischen Titel „Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!" versehen wurde. Der „Tages-Anzeiger" hat damit eine Leserbriefflut ausgelöst, wie sie für sprachliche Fragen ungewöhnlich ist. Mit dem Text im „Tintenfass" wollte Peter von Matt den vielen nichtschweizerischen Lesern dieses Magazins die Besonderheit der deutschschweizerischen Sprachsituation erklären. […] Auf den […] im „Tages-Anzeiger" weggelassenen ersten Seiten schildert er den schweizerhochdeutschen Abwehrkampf gegen bestimmte Ausdrücke des bundesdeutschen Hochdeutsch, etwa der Spargeln gegen die Spargel oder des Coiffeurs gegen den Frisör und leitet dann zum Thema „Hochdeutsch versus Schweizerdeutsch" über. (Quelle: Ruedi Schwarzenbach in „Schweizerdeutsch. Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz", 3/10, S. 23)

Nach der Lektüre des Artikels soll herausgearbeitet werden, worin der von Peter von Matt beschriebene „Dialektwahn" besteht und welche Folgen er gemäss von Matt für die Deutschschweizer hat. Der Artikel bietet einige Ansatzpunkte für eine Diskussion.

Ergänzend können weitere Artikel gelesen werden, die in den drauffolgenden Tagen erschienen sind und sich auf von Matt beziehen (z. B. Interview mit Helen Christen vom 20.10.2010 „Bei Immigranten benutze ich nach einer ‚Inkubationszeit' Mundart" oder Thomas Widmers Beitrag „Mein Dialekt ist kein Tumor". In der Zeitschrift „Schweizerdeutsch", 3/10, finden sich, bereits zusammengestellt, einige Randnotizen und Lesefrüchte zu von Matts Artikel (für LPs)).
Auch die 296 Kommentare zum Artikel sind immer noch einsehbar und widerspiegeln, wie die Leserinnen und Leser vom Thema betroffen sind – und wie sie teilweise von Matt absolut missverstanden haben.

Sämtliche Artikel finden sich im Dossier „Dialekt/Hochdeutsch".

Tages-Anzeiger, 16.10.2010

# Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!

**Peter von Matt äussert sich über Dialektwahn und die gefährliche Abwertung des Hochdeutschen.** ***Von Peter von Matt***

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. Das ist Unsinn, führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie „unsere Sprache“ nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

## Denkschwach und sentimental

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz.

Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

## Wunderwelt Dialekte

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz anbelangt, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:

*Ämesse, Omeisele, Äbese, Aweissi, Ameisi, Uweisse, Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle, Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Lombeisse, Empeisele, Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi, Ambessgi, Umbasle, Hobäsle, Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi*

### Dialekt ist nie perfekt erlernbar

Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn verabscheut:

*Aaschnitt, Aahau, Aahäulig, Aahäueli, Obenäbli, Deckel, Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel, Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli, Aamündli, Gruschte, Chropf, Wegge, Zipfel, Scherbitz, Reifteli, Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch, Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als solchen zu lernen. Es gibt ihn als feste Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem unersetzlichen Stück seiner Heimat.

### Ungehobelt und bäurisch

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos. Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude, zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt, dass das Hochdeutsche nicht unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

### Mangelnder Anstand bestraft sich selbst

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache,

in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

*Der Germanist Peter von Matt (*1937) ist emeritierter Professor der Universität Zürich und vielfach preisgekrönter Buchautor. Der Text ist die gekürzte Fassung eines Aufsatzes, den Peter von Matt für die Literaturzeitschrift „Tintenfass" geschrieben hat.*

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

# „Wer Mundart schreibt, hat nichts begriffen“

**Die Mundart-Debatte führt auf Tagesanzeiger.ch/Newsnetz zu heftigen Reaktionen. Hat Peter von Matt recht, wenn er von einem „Dialektwahn“ spricht? Und ist Hochdeutsch für uns Mutter- oder Fremdsprache? Diskutieren Sie mit.**

– Recht hat Peter von Matt damit, dass wir eine doppelte Muttersprache haben. Beim Umschalten bin ich jedoch nicht einig mit ihm. Es ist nicht Arroganz, mit Deutschen Dialekt zu reden. Wenn ich bei hiesigen Deutschen nicht auf Hochdeutsch umschalte, dann eben gerade darum, weil ich davon ausgehe, dass sie integriert sind. (Hans Müller)

– Abgesehen vom reisserischen Titel hat Peter von Matt völlig recht. Wenn wir Hochdeutsch als Fremdsprache ansehen, verlieren wir einen Teil unserer Sprachfertigkeit. Zudem kritisiert er mit keinem Wort die Dialekte, sondern lobt sogar deren Vielfalt. (Marko Zahnd)

– Woher nimmt Peter von Matt die Legitimität, mir vorschreiben zu wollen, wie ich mit anderen Leuten zu sprechen habe? Das ist totale Arroganz und ein Unsinn. Wenn man sich Sorgen machen muss, dann um die Pflege der vielen verschiedenen Dialekte – und nicht um die (Fremd-)Sprachfertigkeit der Schweizer. Für letztere sorgt die Globalisierung von alleine. (Mike Albrecht)

– Wir stammen doch nicht von den Germanen ab, sondern von den Helvetiern! Warum sollten wir unsere Landessprache verleugnen? (Adolf Kurt Leemann)

– Herr von Matt hat absolut recht. Hochdeutsch ist nun einmal ein weiterer Teil der vielfältigen Sprachen unseres Landes. Jeder Deutschschweizer beherrscht Hochdeutsch und sollte es auch verwenden. Alles andere ist provinziell und unanständig. (Moritz Kaufmann)

– Ich bin Deutscher und finde es höchst sympathisch, wenn Schweizer Schwyzerdütsch mit mir reden. Wenn einer auf Hochdeutsch umstellt, zeigt er mir doch, dass er meinem Schwyzerdütsch anhört, dass ich es nicht von Kind auf gesprochen habe und es nicht gut genug findet. Wenn er dagegen Dialekt spricht, fühle ich mich viel eher seinesgleichen und angenommen. (E. Juntke)

– Wer Schweizerdeutsch für eine eigene und Hochdeutsch für eine Fremdsprache hält, hat manches nicht verstanden – das ist meines Erachtens sprachgewordenes Sonderfall- und Inseldenken in Reinform. Wer dann noch meint, Mundart schreiben zu müssen, hat noch viel weniger begriffen. Die Verschriftlichung ist der Mundart geradezu wesensfremd – und nein, eine Dialekt-Orthographie gibts nicht! (Laurens van Rooijen)

– Es ist doch ganz einfach: Wenn Sie wollen, dass Ihr Gegenüber Sie versteht, dann wählen Sie eine gemeinsame Sprache. Wenn es Ihnen egal ist, ob der andere etwas versteht, dann können Sie sprechen, wie sie wollen. Es ist immer wieder herzerwärmend, wie die Sprachkompetenz steigt, wenn gegenüber grad die Frau / der Mann / der Job des Lebens sitzt – und nur Hochdeutsch versteht.

(Oliver Fritz)

Tages-Anzeiger, 19.10.2010

# *Mundart* Der Dialekt als Sprache des Herzens?

**TA vom 16. Oktober**

Kulturgeschichtliche Identität. Schlimme Dialektwörter fallen einem ein, wenn man den Versuch der Marginalisierung der Deutschschweizer Dialekte durch Peter von Matt bis zum Schluss liest. „Analphabeten“, „Wahn“, „ungehobelt“, „bäurisch“, „arrogant“, „Blödsinn“ sind einige Attribute, denen sich der Leser aussetzen musste. Dabei zeigen die Dialekte erst die Vielfalt unseres Landes auf, seine Flexibilität und Kulturvielfalt, die noch lange nicht zu ihrem Ende gekommen ist. Diese höhere Ebene unserer Ausdrucksvielfalt und unseres kulturellen Wohlbefindens scheint diesem Germanisten offensichtlich verschlossen zu sein. Dabei ist dieses Phänomen überhaupt nicht auf die Deutschschweiz beschränkt wie behauptet. Viele Idiome der französischen Sprache wurden nicht von der Académie française abgesegnet, unzählige Patois im Wallis und im Tessin und die Wiedergeburt der wunderbaren romanischen Dialekte zeugen davon. Selbst Johann Jakob Bodmer, ein Zürcher Philologe des 18. Jahrhunderts, der sich mit Erfolg um die deutsche Literaturgeschichte kümmerte, stellte die Dialekte nicht infrage. Das „Hochdeutsch“ war auch damals lediglich ein gemeinsam verwendeter deutscher Dialekt, damit man untereinander eine gemeinsame sprachliche Basis hatte und immer noch hat. Diesen zusätzlichen Aufwand nehmen wir auch heute gerne auf uns, kultivieren aber mit Überzeugung unsere vielfältigen gesprochenen Dialekte, um damit unsere sprachliche und kulturgeschichtliche Identität zu bewahren. Stephan Amacker, Neftenbach Dialekt ist nicht Muttersprache. Mundart ist Heimat? Ja, aber selten die Muttersprache. Einige der Leserbriefschreibenden haben Peter von Matt gründlich missverstanden. Herr von Matt ist nicht gegen das Sprechen und Leben von Dialekten („Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig.“). Er kritisiert lediglich die Hochstilisierung des Dialekts zur einzigen Muttersprache und damit zur Abwertung des Schrift- oder des Hochdeutschen. Meine eigene Mundart ist schwäbisch, die meines Mannes québecois (je nach Ort mit einfachem Schulfranzösisch kaum zu verstehen). Auch wir bekommen Heimatgefühle, wenn wir uns mit Familienmitgliedern oder Freunden im jeweiligen Dialekt unterhalten können, und auch wir müssen innerlich „umstellen“, wenn wir uns mit jemandem aus Niedersachsen oder aus Zentralfrankreich unterhalten. Korrekte Grammatik mussten auch wir erst in der Schule lernen. Aber dennoch sind unsere Muttersprachen Deutsch und Französisch, und es käme uns nicht in den Sinn, diese Sprachen als „kalt und fremd“ zu bezeichnen. Wir lesen unseren Kindern Geschichten in der jeweiligen Muttersprache vor, werden aber deswegen nie unseren jeweiligen Dialekt verlieren.

(Susanne Vogelgsang, Buchs)

Tages-Anzeiger, 20.10.2010

# „Bei Immigranten benutze ich nach einer ‚Inkubationszeit' Mundart"

**Erleben wir einen „Dialektwahn"? Was ist unsere Muttersprache? Professorin Helen Christen, „Idiotikon"-Herausgeberin und Germanistin, sieht vor allem eine Tendenz zum Informellen.** ***Interview von Philippe Zweifel***

*Frau Christen, die Mundart-Debatte lässt kaum jemanden kalt. Sie erhitzt die Gemüter von Schriftsteller und Stammtischler gleichermassen. Warum?*

Weil es eine wichtige Debatte ist. Die Sprache ist die Brücke zum Gegenüber. Sie gehört mit zum ersten, was man an einem Unbekannten wahrnimmt. Alle brauchen Sprache, alle nehmen sprachliche Unterschiede wahr, und wo Unterschiede sind, kommen auch Meinungen und Bewertungen ins Spiel. Wobei die Diskussion um den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch wellenartig stattfindet. Vor ein paar Jahren war das schlechte Abschneiden an der Pisa-Studie der Auslöser. Jetzt dürfte die Zuwanderung aus Deutschland der Grund sein.

*Man könnte auch sagen, Herr von Matt hat die Debatte losgetreten, als er einen „Dialektwahn" konstatierte.*

Er hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel, in Deutschland wird zum gleichen Zweck „haste" (hast du) oder „nix" (nichts) geschrieben.

*Hat das eine Verkümmerung des Hochdeutschen zur Folge?*

Wer bei solchen neuen Schriftanlässen Dialekt schreibt, weiss genau, dass ihm oder ihr in dieser Sprachform beispielsweise keine Quittung ausgestellt wird. Man will auch keine Aufsätze auf Mundart schreiben oder Zeitungen in Mundart gedruckt sehen. Es wird immer Leute geben, die sehr gut Hochdeutsch beherrschen und solche, die darin weniger gewandt sind. Das war auch früher so. Neu ist, dass man sich heute die Freiheit herausnimmt, eine SMS auf Schweizerdeutsch zu verfassen. Die alte Klage „früher war es besser" greift zu kurz. Richtig ist wohl: Mehr Menschen schreiben häufiger – aber halt nicht nur auf Hochdeutsch.

*Zeigt sich hier ein Generationen-Graben?*

Die ältere Generation verbindet Schriftlichkeit zu allererst mit Hochdeutsch, und man hätte früher wohl gar nicht gewagt, sich über diese Konvention hinwegzusetzen und sich auf das Glatteis des Dialektschreibens zu begeben. Das Fehlen einer verbindlichen Orthographie kann ja, wenn man sein Leben lang Hochdeutsch geschrieben hat, verunsichern. Jüngere wachsen bereits in einer Art von Zweischriftigkeit auf: Mails schreiben sie im Dialekt, Bewerbungsbriefe in Hochdeutsch.

*Wann ist Dialekt angebracht, und wann Hochdeutsch?*

Zuerst ist hier zu sagen, dass man Situationen, die früher als formell wahrgenommen wurden, heute eher als informell betrachtet, auch deshalb wird mehr Mundart verwendet. So ist es heute selbstverständlich, dass eine Deutschschweizer Bundesrätin im „Rundschau"-Interview Dialekt spricht. Das hätte man früher vielleicht anders gehalten – wenn sich die Medienschaffenden überhaupt das Recht herausgenommen hätten, eine Magistratsperson einem Interview auszusetzen. Wir beobachten also möglicherweise keine Mundartwelle, sondern eine Informalitätstendenz. Bei SMS und E-Mails geht es um den persönlichen Austausch zwischen zwei Personen. Welche Sprachform hier die angemessene ist, muss wohl den Beteiligten überlassen werden. Es ist jedenfalls nicht Sache der Sprachwissenschaft, irgendwelche sprachlichen Verhaltensregeln aufzustellen.

*Man begegnet im Alltag heute häufig Menschen, die nicht Dialekt können. Wie verhalten Sie sich sprachlich?*

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen „Inkubationszeit" Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

*Birgt der Mundart-Boom die Gefahr einer kulturellen Provinzialisierung?*

Kulturelle Provinzialität im Umgang mit Sprache scheint mir persönlich dann gegeben, wenn Sprachformen ihre Legitimität einfach deshalb abgesprochen wird, weil sie „nur" gesprochen werden oder weil sie keine festgeschriebenen Normen haben. Was die Literatur angeht: Es käme doch einem Martin Suter nicht im Traum in den Sinn, einen Roman auf Mundart zu schreiben. Schon aus ökonomischen Gründen nicht. Für die Literatinnen und Literaten der „Spoken Word"-Szene ist der Dialekt ein besonderes Stilmittel. Ernsthaft fordert jedoch niemand, dass der Dialekt zur Deutschschweizer Schriftsprache werden sollte. Schon deshalb nicht, weil man dann einen bestimmten Dialekt zum Schriftdialekt erküren müsste. Das Hochdeutsche hat sich als Schriftsprache über Jahrhunderte bewährt.

*Was halten Sie von der Forderung der SVP nach mehr Mundart – etwa im Kindergarten?*

Das Debattieren über den Stellenwert von Dialekt und Hochdeutsch steht in unterschiedlichen Zeiten unter unterschiedlichen Vorzeichen. In den 1970er-Jahren plädierten die Linken für Dialekt in den Parlamenten - damit alle gleich gut argumentieren könnten. Für die Rechte war diese Forderung ein Angriff auf die Würde politischer Institutionen. Heute verlangt die SVP nach mehr Dialekt als einem Markenzeichen deutschschweizerischer Identität. Menschen mit Weitblick entgeht nicht, dass es auf der Welt ganz verschiedene und bestens taugliche sprachliche Arrangements gibt, wie Menschen für unterschiedliche Zwecke unterschiedliche Sprachen und Dialekte gebrauchen. Das gilt auch für den Kindergarten, wo man mit den Kindern Mundart spricht und dafür Geschichten auf Deutsch vorliest. Eine prozentuale Vorgabe Dialekt/Hochsprache erachte ich als absurd.

*Hitzig gestritten wird auch über die Frage, ob Schweizerdeutsch nun eine Sprache oder ein Dialekt ist. Klären Sie uns bitte auf.*

Ein US-Linguist sagte einmal: Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine. Tatsächlich bestimmt eine Sprechergesellschaft selber, ob ihr Dialekt den Rang einer Sprache oder eines Dialekts haben soll. Es gibt kein sprachwissenschaftliches Kriterium, um eine Sprache von einem Dialekt zu unterscheiden. Wer sagt, Schweizerdeutsch sei seine Muttersprache, betont den sprachlichen Unterschied zum Hochdeutschen und den gesellschaftlichen Stellenwert des Dialekts in der Deutschschweiz. Wer sagt, Deutsch sei seine Muttersprache, betont dagegen die Zugehörigkeit der Deutschschweiz zum deutschen Sprachraum. Beide haben – aus unterschiedlichen Blickwinkeln – recht.

Tages-Anzeiger, 20.10.2012

# Mein Dialekt ist kein Tumor

***Von Thomas Widmer***

Am Samstag war in dieser Zeitung Peter von Matts Artikel über Schweizer Dialekt zu lesen. Abschätzig spricht der Zürcher Germanist von einer „ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse". Für von Matt ist Mundart Wörtersuppe. Diffuses Formengewimmel. Als Beispiel führt er die Unzahl von Bezeichnungen für „Ameise" an: Omeisele, Ambeisse, Umbeisse, Hampeissi, Wurmasle etc.

Zufällig ist just dieser Tage ein „Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz"* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der „Ameise"-Bezeichnungen. Sie ist ziemlich präzis. Omeisele: äusserster basellandschaftlicher Westen. Ambeisse: Sustenregion. Umbeisse: Fricktal. Hampeissi: nördliches Luzern. Wurmasle: Schaffhausen.

Was für ein Widerspruch! Von Matt sieht im Dialekt phonetische Willkür am Werk, redet von einer „Wunderwelt", die „tausendfach blüht und wuchert". Doch der Dialekt ist eben kein Gewaber, kein Nebel, kein Tumor. Das zeigt der neue Atlas. Der Dialekt hat Kontur, Textur, Struktur. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar.

Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre „Herkunft sprachlich auszudrücken", weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten.

Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild.

## Einsam mit dem Dialekt

Natürlich schwächelt der moderne Dialekt stellenweise. So haben Lokalradiomoderatoren, die ihre hochdeutschen Texte in Mundart ablesen, die Zukunftsform eingeschleppt: „D Scorpions werdid scho i bald im Hallestadion spiele." Deswegen ist der Dialekt aber kein Infantilgebrabbel, kein Hilfsdeutsch für geistig Arme, kein Medium für Analphabeten, wie von Matt suggeriert, der dem hierzulande unter Druck stehenden Hochdeutschen zudienen will. Man kann über Heidegger auf Haslitiitsch debattieren.

Das Problem mit dem Dialekt ist ein anderes: die geografische Begrenzung. Wir Schweizer sind einsam mit unserer Muttersprache. Die Texte der Berner Combo Stiller Has sind genial, bloss strahlen sie nicht weit; ein Hannoveraner versteht so etwas gar nicht: „I han e Moudi, du mir geits nid so guet, i han e Moudi, bitte lue nid so lut, i han e Moudi, das heisst dä Moudi dä het mi."

Dass die Mundart aber grundsätzlich zu vielem taugt, auch zur Literatur, bewies letzte Woche wieder einmal die Radio-DRS-Sendung „Schnabelweid". Die Schriftstellerin Heidy Gasser aus Lungern las zwei Texte in ihrem kernigen Idiom. Kitschig, retro, dumpf war daran gar

* Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. Verlag Huber, Frauenfeld.

nichts; im Gegenteil zündeten Gassers starke Stücke, die von der Gegenwart des Todes im Alltag handelten, in die Abgründe der Ländlichkeit.

Dialekt ist für Dumme, ist Bauermalerei der Sprache? Aber nein! Freilich: Wer im Dialekt schreibt, hat dummerweise nur ein Minipublikum.

**Das Orakel sagt „Urnäsch“**

Im Internet gibt es das „Chochichästli-Orakel“. Da wird man gefragt, wie man im eigenen Dialekt „Mond“ sagt. Der Verfasser dieses Artikels, ein von Zürich sprachlich verwirrter Exil-Appenzeller, besinnt sich kurz auf seine Wurzeln und entscheidet sich für „Mo“. Nach einigen weiteren Fragen spuckt das Orakel die Diagnose aus: Urnäsch. Das ist auf zehn Kilometer genau getroffen – nicht übel. Ebenso wenig wie dieses Land ist der Dialekt eine Wolke, in der alles unidentifizierbar durcheinandertreibt. Unsere Dialekte machen Dinge und Menschen kenntlich.

Zeitschrift für Sprache
in der deutschen Schweiz

# SchweizerDeutsch

3/10

Mundart politisch

Der «Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz»

Pedro Lenz

«Grüfnisch»

SCHWEIZERDEUTSCH

# Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz
18. Jahrgang Nummer 3 / 2010

## INHALT

**Schweizer Deutsch als Politikum** 2

**Mundartforschung für alle**
**Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz** 3
Von Ruedi Schwarzenbach

**Mundart politisch** 6

**Ernst Burren, Schnee schufle** 8
Von Jürg Bleiker

**Pedro Lenz, Der Goalie bin ig** 9
Von Stephan Frech

**Pedro Lenz, Tanze wi ne Schmätterling** 10
Von Julia Bachmann-Schwarzenbach

**Vargas Llosa, mein grosses Vorbild** 12
Von Pedro Lenz

**Werner Marti 90jährig** 13
Von Alfred Vogel

**Zur «Berndeutsch-Grammatik» von Werner Marti** 15
Von Arthur Baur

**Arthur Baur (1915–2010)** 17

**Gehört und gelesen** 18

**«Grüfnisch» – eine alte Schülersprache lebt wieder auf**
Von Stephan Frech und Franziska Müller 19

**«Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Hochdeutsch und Schweizerdeutsch»** 21
Von Peter von Matt

**Friedrich Dürrenmatt: Zu einem Sprachproblem** 26

**Zürichdeutsch** 28
**edgar euel** 29
**Das Kreuzworträtsel** 30
**Abonnementsbestellung** 32

## IMPRESSUM

SCHWEIZERDEUTSCH setzt die Zeitschrift «Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch» fort.

Die Zeitschrift wird ergänzt durch ihre Webseite
www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch

**Herausgegeber**
Verein Schweizerdeutsch, Postfach 111, 8460 Marthalen

**Redaktionskommission**
Helen Christen (hc.)
Beat Dittli (bd.)
Stephan Frech (fr.)
Alfred Vogel (av.)

**Redaktion**
Redaktion SchweizerDeutsch
Ruedi Schwarzenbach (rs.)
Seestrasse 610, 8706 Meilen
044 923 09 39
ruedi.schwarzenbach@swissonline.ch

**Vertrieb, Abonnemente, Probehefte**
Thomas Marti
Untere Hardegg 32
4600 Olten
062 296 77 80
thomarti@bluewin.ch

Erscheint dreimal jährlich
Einzelheft: 9 Franken
Jahresabo: 27 Franken
Postkonto: 80-11147-6
Bestellformular: Seite 32

Anzeigen: auf Anfrage bei der Redaktion
Layoutkonzept: Guido Widmer, Zürich
Korrektorat: Alfred Vogel und Julia Bachmann-Schwarzenbach
Druck: Druckerei W. Haderer, Unterengstringen

Die Georg und Bertha Schwyzer-Winiker Stiftung hat die Neugestaltung dieser Zeitschrift ermöglicht.

Mit Förderung des **MIGROS kulturprozent**

ISSN 1663-2338

## Peter von Matt
# «Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch»

**Peter von Matt, bis 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich, hat für das Magazin «Tintenfass» einen Beitrag geschrieben, der vom «Tages-Anzeiger» in gekürzter Form übernommen und ohne Einverständnis des Autors mit dem polemischen Titel «Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon, aber das ist Kitsch!» versehen wurde. Der «Tages-Anzeiger» hat damit eine Leserbriefflut ausgelöst, wie sie für sprachliche Fragen ungewöhnlich ist.**

**rs. Mit dem Text im «Tintenfass» wollte Peter von Matt den vielen nichtschweizerischen Lesern dieses Magazins die Besonderheit der deutschschweizerischen Sprachsituation erklären. Die vollständige Fassung findet sich auf unserer Webseite www.zeitschriftschweizerdeutsch.ch.**
**Auf den hier (wie im «Tages-Anzeiger») weggelassenen ersten Seiten schildert er den schweizerhochdeutschen Abwehrkampf gegen bestimmte Ausdrücke des bundesdeutschen Hochdeutsch, etwa der Spargeln gegen die Spargel oder des Coiffeurs gegen den Frisör und leitet dann zum Thema «Hochdeutsch versus Schweizerdeutsch» über.**

Alles, was in der deutschen Schweiz geschrieben und gelesen wird, ist Hochdeutsch oder Standardsprache. Standardsprache ist ein so hässliches Wort, dass man seinen Erfinder aus der Sprachgemeinschaft ausschliessen sollte; ich verwende es an dieser Stelle nur, um öffentlich zu erklären, dass ich es nie mehr verwenden werde. Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.

Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. Das ist Unsinn, führt aber zu einer chronischen Einschüchterung der Deutschen in der Schweiz, denen man unterstellt, dass sie «unsere Sprache» nicht beherrschten. In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.

Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat. Wir wachsen mit beiden Gestalten unserer Muttersprache auf, erfahren und erweitern unsere Welt in beiden Gestalten ein Leben lang, und unsere Autorinnen und Autoren schreiben, wenn sie etwas taugen, ein Hochdeutsch, das dem Ausdrucksreichtum keines deutschen oder österreichischen Autors nachsteht. Ist es doch ihre Muttersprache voll und ganz. Nur haben sie noch deren zweite Gestalt daneben, in der sie sich mit den Landsleuten unterhalten und vielleicht auch gelegentlich ein Hörspiel schreiben. Der verbreitete Wahn, nur der Dialekt sei die Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit. Und er hat bedenkliche Folgen. Er beschädigt die Liebe zum Deutschen und damit die Kulturfähigkeit vieler Schweizer. Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.

***Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch, und zwar so selbstverständlich und von früher Kindheit an, wie das Fahrrad zwei Räder hat.***

Die deutschschweizerischen Dialekte sind eine bunte Wunderwelt, die gerade deshalb so tausendfach blüht und wuchert, weil es keine schriftliche Form für sie gibt. Wer dennoch eine Postkarte, eine SMS oder, was schon viel seltener geschieht, einen ganzen Brief im Dialekt schreibt, kann dabei gegen keine orthografischen Regeln verstossen. Und was den Wortschatz anbelangt, variiert dieser fast von Dorf zu Dorf. Ein berühmtes Beispiel ist die Ameise. Die nennt sich in der Deutschschweiz so:

*Ämesse, Omeisele, Äbese,*
*Aweissi, Ameisi, Uweisse,*
*Wurmeissi, Wurmeisle, Wurmasle,*
*Harmäusli, Ambeisse, Umbeisse,*
*Hampeissi, Lombeisse, Empeisele,*
*Ambitzli, Wumbitzgi, Humbetzgi,*
*Ambessgi, Umbasle, Hobäsle,*
*Wurmasle, Wambusle, Bumbeisgi*

Das hätte ohne weiteres von den Dadaisten auf ihrer verrauchten Bühne im Zürcher Niederdorf rezitiert werden können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung für den Brotanschnitt, um den in allen Familien gestritten wird, teils weil man ihn besonders liebt, teils weil man ihn verabscheut:

*Aaschnitt, Aahau, Aahäulig,*
*Aahäueli, Obenäbli, Deckel,*
*Gupf, Güpfi, Änggel, Münggel,*
*Mürrgi, Mutsch, Bode, Chäppli,*
*Aamündli, Gruschte, Chropf,*
*Wegge, Zipfel, Scherbitz, Reifteli,*
*Mugerli, Houdi, Gutsch, Götsch,*
*Fux, Fuudi*

Angesichts der zwei lautmalerischen Litaneien wird auch deutlich, dass niemand je imstande sein wird, den deutschschweizerischen Dialekt als solchen zu lernen. Es gibt ihn als feste Grösse gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden. Aber wenn er deshalb jene Gestalt seiner Muttersprache abwertet, über die er mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht, verfehlt er sich gegenüber einem unersetzlichen Stück seiner Heimat.

Der Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache, hat zur Folge, dass sich manch ein Deutschschweizer das Recht herausnimmt, auch mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen. Das ist ungehobelt, bäurisch und stillos. Noch schlimmer aber ist, dass dieses Verhalten den blitzschnellen Wechsel zwischen den zwei Gestalten der Muttersprache, der in der Schweiz lange Zeit ganz selbstverständlich praktiziert wurde und die Sprachfertigkeit des Deutschschweizers ebenso bewies wie seine Sprachfreude, zusehends zum Verschwinden bringt.

Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr. Der Deutsche soll bitte sehr die Mundart verstehen. Das ist schlicht arrogant. Und einfältig, weil es unterstellt, dass das Hochdeutsche nicht

unsere Sprache sei. Die Folge ist eine schleichende Provinzialisierung, die man als solche nicht erkennen will, auf die man sich vielmehr noch etwas einbildet. Hier liegt ein echtes nationales Problem vor, auch wenn es nur für die Deutschschweiz gilt.

Bedenklich ist dabei nicht so sehr das schlechte Benehmen. Mangelnder Anstand bestraft sich ja in der Regel selbst. Bedenklich ist der Rückgang der sprachlichen Beweglichkeit, der Ausdrucksfreude und syntaktischen Eleganz. Der hochdeutsche Wortschatz friert auf dem Volksschulniveau ein. Und die Medien tun nichts dagegen, obwohl sie selbst immer noch ein sehr passables Deutsch schreiben und reden. Sie fürchten sich vor der Volksseele, vor den Leserbriefen, vor den Kitschgefühlen, wonach der Dialekt die Sprache des Herzens sei, das Hochdeutsche aber kalt und fremd.

Dass der Deutschschweizer gleichwohl rasch bereit ist, sich über den Dialekt schon des Nachbarkantons lustig zu machen und bestimmte Mundartfärbungen sogar offen zu verachten, passt da allerdings schon weniger ins Bild. Eine gefühlsmässige Abwertung der Sprache, in der Gottfried Keller und Robert Walser, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt geschrieben haben, ist heute weithin festzustellen. Natürlich führt dabei niemand gerade diese Beispiele an. Sie sind aber mitbetroffen. Würde man auch diese Konsequenz aussprechen, läge der Blödsinn sofort zutage.

«Vom Abwehrkampf der Spargeln gegen den Spargel». Tintenfass Nummer 34.. Zürich 2010, 11-21. Gekürzte Fassung wie im Tages-Anzeiger vom 16. 10. 2010, 33.

# Träf und weniger träf

## Randnotizen und Lesefrüchte zu Peter von Matts «Deutsch in zwei Gestalten»

Zusammengestellt von Ruedi Schwarzenbach

### SMS AUF SCHWEIZERDEUTSCH

**«Auch wenn viele Leute ihre SMS im Dialekt schreiben oder in irgendeinem Mundartgewurstel, gilt die Regel: Geschrieben und gelesen wird in der deutschen Schweiz das Hochdeutsche mit seinen schweizerhochdeutschen Eigenheiten, also eben etwa den Spargeln, den Türfallen und den Unterbrüchen.»**

Hier knüpft von Matt an die ersten drei Seiten der «Tintenfass»-Version an, auf denen er an den Beispielen von *Spargeln* und *Spargel*, *Flair* und *Ambiance* von Kämpfen zwischen dem Schweizer Hochdeutsch und dem bundesdeutschen Hochdeutsch berichtet.

So richtig die Feststellung ist, dass in der deutschen Schweiz Hochdeutsch gelesen und geschrieben wird, so fragwürdig ist von Matts Seitenhieb auf die SMS-Verfasser, die ihre Botschaften im Dialekt oder in «irgend einem Gewurstel» eintippen. Sie wählen hier ein Register, das sie in ihrem wohlgeformten Schweizerhochdeutsch sonst nicht finden. Helen Christen, Linguistin an der Universität Freiburg, hat dies in einem Interview so beschrieben:

[von Matt] hat wohl mit einem gewissen Unbehagen festgestellt, dass der Dialekt in neuen Bereichen der Schriftlichkeit Fuss gefasst hat. In der Mündlichkeit war der Dialekt ja schon immer dominant, man hat in der Schweiz nie Hochdeutsch miteinander gesprochen, in keiner sozialen Gruppe. Doch in der informellen Schriftlichkeit hält die Mundart Einzug, sie taucht in E-Mail, SMS oder auf Facebook auf. Benutzer solcher Medien wollen spontan und nahe an der Mündlichkeit sein. Und dafür ist in der Deutschschweiz der Dialekt für sie das geeignete Mittel.

Guy Krneta doppelt auf dem Tages-Anzeiger Newsnetz vom 19.10.2010 nach:
Es beschäftigt mich, dass der grösste Teil der mündlichen UND schriftlichen Kommunikation der Jugendlichen in Sprachen erfolgt, die aus unserem Bildungssystem ausgeschlossen sind. Diese Jugendlichen, die mit ihren Handys täglich neue Schreibcodes entwickeln, verfügen nicht über weniger Sprachkompetenz als die Jugendlichen früherer Zeiten, allenfalls über andere.

## MUTTERSPRACHE - FREMDSPRACHE

**«Nun hat sich aber in diesem Lande seit einiger Zeit der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache. [...] In Wahrheit ist in der Schweiz der Dialekt nur für Analphabeten die ausschliessliche Muttersprache.»**

Mit diesem Satz hat von Matt provoziert! Auch Guy Krneta greift ihn auf:
Dass ich den Vorschlag begrüsse (der, wenn ich mich nicht irre, unter anderem von Friedrich Dürrenmatt stammt), Deutsch als Fremdsprache zu begreifen, hat damit zu tun, dass er meiner täglichen Erfahrung entspricht: Ich vollbringe, wenn ich einem Deutschen erzähle, was im Tram gerade geredet wird, eine klassische Übersetzungsleistung. Dem Selbstbewusstsein, das sich darin zeigt, Begriffe, Satzkonstruktionen und Aussprache bedenkenlos aus der Mundart in die sogenannte Standardsprache zu übernehmen, ziehe ich das Bewusstsein für die Differenz der Sprachen vor.

Der Hinweis, dass Friedrich Dürrenmatt die Auffassung vom Hochdeutschen als erster Fremdsprache geteilt habe, trifft so freilich nicht zu. In dessen Essay «Von einem Sprachproblem» (1968) – in diesem Heft auf Seite 28 nachzulesen – taucht der Begriff ‹Fremdsprache› kein einziges Mal auf. Was Krneta in Erinnerung geblieben ist, könnten Dürrenmatts Sätze über die Muttersprache und die Vatersprache sein:
Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. [...]
Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.
Dürrenmatts Bekenntnis zum Dialekt als seiner Muttersprache ist alles andere als «ein Wahn». Er fasst einfach in Worte, was die meisten Deutschschweizer spontan empfinden, und meint den Begriff «Muttersprache» in dessen enger, wörtlichen Bedeutung: als Sprache der Mutter, die die Sprache im Kind weckt und entwickelt.

Von Matt dagegen argumentiert von einem umfassenderen, weiten Begriff der Muttersprache her, der das gesamte Repertoire von Formen oder Varietäten einer Sprache meint. Er rechnet der Muttersprache deshalb auch das Hochdeutsche als «jene Gestalt» des Deutschen zu, «über die der Deutschschweizer mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden ist und über die der geistige Austausch, das Geben und Nehmen denkender Köpfe wesentlich geschieht».

## MIT LUST AN DER SPRACHE ARBEITEN

**«Denn wer seine Muttersprache nicht liebt, arbeitet auch nicht mit Lust daran sein Leben lang. Wer aber nicht sein Leben lang mit Lust an seiner Muttersprache arbeitet, rutscht langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur.»**

Das gilt nicht nur für das Hochdeutsche als Hör-, Lese-, Schreib- und Sprechsprache, es gilt auch für die Mundart – im eigenen Denken und Reden und in besonderem Mass für die Mundart am Rednerpult, am Mikrofon und auf der Bühne und für die Mundartliteratur.

## UNTER SICH UND UNTER ANDERN

**«Wenn zwei Schweizer miteinander plaudern, tun sie dies im Dialekt. Das ist gut so und richtig. Tritt ein Deutscher hinzu, schalten sie um ins Hochdeutsche. Auch das wäre gut so und richtig. Nur tun sie es heute immer weniger, die Jungen fast überhaupt nicht mehr.»**

Helen Christen meint dazu im Interview mit der «Tages-Anzeiger» vom 19.10.2010:

Bei Touristen ist es für mich eine Frage des Anstandes, ins Hochdeutsche zu wechseln. Bei Immigranten benutze ich nach einer gewissen «Inkubationszeit» Mundart. Ich gehe davon aus, dass die meisten sogar froh darüber sein dürften, weil ich sie auf diese Weise nicht länger wie Fremde behandle. Mundart signalisiert auch Zugehörigkeit. Die von Peter von Matt beanstandete Unanständigkeit konnte ich übrigens in einer eigenen Untersuchung gerade nicht feststellen. In einem Freiburger Forschungsprojekt haben wir das Gesprächsverhalten bei Polizeinotrufen untersucht und festgestellt, dass sich die Polizisten der Sprache des Anrufers anpassen.

Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache, schreibt zur Kommunikation mit den deutschen Einwanderern:

Es gibt Deutsche, die uns Schweizer nach dem ersten Satz in schweizerischem Hochdeutsch höflich darauf hinweisen, dass sie schon Schweizerdeutsch verstünden und wir durchaus Dialekt sprechen könnten. Kann es sein, dass die deutschen Zuwanderer sich vielleicht gar willkommener und eher dazugehörig fühlen, wenn wir sie auf Schweizerdeutsch ansprechen? Auf eines müssen wir aber achten: Die schweizerischen Besonderheiten unseres Hochdeutschen – also Morgenessen für Frühstück oder Trottoir für Bürgersteig – dürfen mit der Zuwanderung nicht verloren gehen. Das wäre ein Verlust an sprachlicher Identität.
[Tages-Anzeiger vom 19.10.2010]

## IN SEINEM WINKEL ZU HAUSE

**«Als feste Grösse gibt es den deutschschweizerischen Dialekt gar nicht, es gibt ihn nur als ungeheure, durcheinander wogende sprachliche Wolkenmasse. In dieser findet jeder Deutschschweizer seinen Winkel, in dem er besonders zu Hause ist, aus dem seine eigene Variante und Abschattierung der schweizerdeutschen Mundart stammt. Dass er diesen Winkel, diese Variante liebt, ist verständlich, und nichts ist dagegen einzuwenden.»**

Sieht von Matt im Dialekt phonetische Willkür, Formen- und Wörtergewimmel, wenn er von einer «ungeheuren, durcheinander wogenden sprachlichen Wolkenmasse» spricht und eine Unzahl von Bezeichnungen für die «Ameise» aufreiht? Thomas Widmer versteht ihn so und hält ihm den *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* entgegen:

Zufällig ist just dieser Tage ein *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* erschienen. Man findet in ihm auch eine Karte zur Verbreitung der «Ameise»-Bezeichnungen. Sie zeigt an solchen Verbreitungsbildern, dass der Dialekt Kontur, Textur, Struktur hat. Er weist im feingekammerten Helvetien jedem Sprecher seinen Ort zu. Er gibt uns allen eine Geschichte. Er macht den Schweizer, die Schweizerin lesbar. Die Atlas-Autoren relativieren im Vorwort auch das oft gehörte Verdikt, die Schweizer Dialekte verflachten zum Nichts hin. Die Deutschschweizer seien zu bewusste Nutzer, um das zuzulassen, wird argumentiert: Nach wie vor sei ihnen daran gelegen, ihre «Herkunft sprachlich auszudrücken», weswegen sie bei aller Mobilität an mundartlichen Gepflogenheit hartnäckig festhielten. Mit anderen Worten: Der Berner, der Basler, der Urner wollen lokalisierbar sein. Am Dialekt hängt alles andere: Historie, Brauchtum, Kultur, Sagen, Mythen – das ganze Selbstbild.
[Tages-Anzeiger vom 20.10.2010]

Widmer wie von Matt kommen zum selben Schluss. dass nämlich «jeder Deutschschweizer seinen Winkel findet, in dem er besonders zu Hause ist».

## Friedrich Dürrenmatt

# Zu einem Sprachproblem

**Dieses sprachliche Selbstporträt Friedrich Dürrematts, 1968 in den «Schriften des Deutschschweizerischen Sprachvereins» erschienen, liest sich, als wäre es für die Kontroverse um Peter von Matts «Der Dialekt als Sprache des Herzens?» geschrieben.**

Ich rede Berndeutsch und schreibe Deutsch. Ich könnte nicht in Deutschland leben, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich schreibe, und ich lebe nicht in der deutschen Schweiz, weil die Leute dort die Sprache reden, die ich auch rede. Ich lebe in der französischen Schweiz, weil die Leute hier weder die Sprache reden, die ich schreibe, noch jene, die ich rede.

Diese Sätze sind nicht völlig wahr. In Deutschland redet man durchaus nicht ein ideales Deutsch, in der deutschen Schweiz redet man nur im Emmental so, wie ich rede, und in der französischen Schweiz gibt es viele Deutschschweizer, die so reden, wie ich rede, vor allem viele, die so französisch reden, wie ich französisch rede, rede ich französisch.

Mit meiner Frau und mit meinen Kindern rede ich nur Berndeutsch und sitze ich mit meinen schweizerischen Freunden zusammen, mit Frisch etwa oder Bichsel, rede ich Berndeutsch, Bichsel Solothurnisch (fast Berndeutsch) und Frisch Zürichdeutsch. Früher antworteten meine Kinder Frisch auf Deutsch, sprach er mit ihnen, weil sie glaubten, Zürichdeutsch sei schon Deutsch, eine Pointe, die weder ein Deutscher noch ein Westschweizer versteht. Kommt ein Deutscher dazu, reden wir alle Deutsch, weil wir unwillkürlich annehmen, daß der Deutsche das Schweizerdeutsche nicht verstehe, obgleich es viele Deutsche gibt, die es verstehen, kommen sie nicht gerade aus dem Norden.

Die Separatisten lachten vor Bundesgericht den Bauern aus, dem sie das Haus niedergebrannt hatten, ihre höhere Kultur zu beweisen, er sprach als Berner ein schlechtes Französisch. Sie würden auch mich auslachen, auch mein Französisch ist schlecht. Ich bin zu sehr mit meiner Sprache beschäftigt, um mein Französisch noch zu verbessern. Da die meisten Westschweizer, die ich kenne, kaum Deutsch verstehen und Berndeutsch überhaupt nicht, muß ich mit ihnen mein schlechtes Französisch reden. Das liebe ich, je älter ich werde, immer weniger. So kommt es, daß ich nur noch selten mit meinen welschen Freunden verkehre.

Jede Kultur gründet sich mehr auf Vorurteile denn auf Wahrheiten, auch die westschweizerische. Eines ihrer Vorurteile besteht im Glauben, der Deutschschweizer spreche eine primitive Sprache, auf dieses Vorurteil gründet sich die westschweizerische Fiktion, kulturell höher zu stehen. Ich persönlich halte vom Westschweizer viel, nur vermöchte ich den Satz, Delémont sei kulturell hochstehender als Burgdorf, nicht zu unterschreiben. Die Bauern besitzen in Europa überall eine ähnliche Kultur, die Lehrer ebenfalls und bei den politischen Agitatoren sind ihre fixen Ideen das Wesentliche, die sind sich ähnlich, was sie sonst noch an kultureller Bildung aufweisen, ist nebensächlich.

Doch das westschweizerische Vorurteil ist verständlich. Das Französische ist die größte Leistung der französischen Kultur, bewundernswert in seiner Klarheit, eine im wesentlichen abgeschlossene Sprache, und weil das Französische ein Werk der Allgemeinheit ist, bemüht sich ein jeder, an diesem allgemeinen Kunstwerk teilzuhaben und seine individuellen und provinziellen sprachlichen Züge zu unterdrücken.

Im Deutschen ist es anders. Hier sind die Dialekte lebendiger geblieben und wirken lebhafter im sprachlichen Unterbewußtsein fort. Das Deutsch, das man redet, und das Deutsch, das man schreibt, unterscheiden sich stärker. Es fehlt eine Akademie, es fehlt ein kulturelles Zentrum, es fehlen die Provinzen: Ohne kulturelle Mitte ist es sinnlos, von Provinzen zu reden. Das Deutsche ist individueller als das Französische. Deutsch ist eine offene Sprache.

*Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache».*

In vielem ist das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Deutschen ähnlich wie dasjenige des Holländischen zum Deutschen. Nur wurde das Holländische zu einer Schriftsprache, das Schweizerdeutsche nicht. Auf den Schriftsteller bezogen: der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber. Aber er steht einer Sprache gegenüber, die von ihren Dialekten her formbarer ist als das Französische. Das Französische muß man übernehmen, Deutsch kann man gestalten.

Das ist überspitzt ausgedrückt. Auch das Französische läßt individuelle Möglichkeiten zu. Was ich meine, läßt sich an Ramuz und Gotthelf erläutern: Ramuz' Französisch kommt mir wie ein vollkommen gearbeitetes Netz der französischen Sprache vor, womit er die waadtländische Eigenart einfängt, in Gotthelfs Sprache sind Deutsch und Berndeutsch verschmolzen, Gotthelfs barocke Sprache entstand wie Luthers Bibelübersetzung: Gotthelf fand sein Deutsch, Ramuz hatte sein Französisch.

Auch ich muß immer wieder mein Deutsch finden.

Ich muß immer wieder die Sprache, die ich rede, verlassen, um eine Sprache zu finden, die ich nicht reden kann, denn wenn ich Deutsch rede, rede ich es mit einem berndeutschen Akzent, so wie ein Wiener Deutsch mit einem wienerischen Akzent spricht oder ein Münchener mit einem bayrischen Akzent. Ich rede langsam. Ich bin auf dem Land aufgewachsen und die Bauern reden auch langsam. Mein Akzent stört mich nicht. Ich bin in guter Gesellschaft. Die Schauspieler verließen vor Lachen den Saal, als ihnen Schiller vorlas, so schwäbelte der Mann.

Es gibt Schweizer, die sich bemühen, ein reines Deutsch zu reden. Sie reden dann gern ein allzu schönes Deutsch. Es ist, als ob sie, wenn sie reden, bewunderten, wie sie reden.

Manche Westschweizer reden auch ein allzu schönes Französisch.

Wer allzuschön redet, kommt mir provinziell vor.

Die Sprache, die man redet, ist selbstverständlich.

Die Sprache, die man schreibt, scheint selbstverständlich. In diesem «scheint» liegt die Arbeit des Schriftstellers verborgen.

Es gibt Kritiker, die mir vorwerfen, man spüre in meinem Deutsch das Berndeutsche. Ich hoffe, daß man es spürt. Ich schreibe ein Deutsch, das auf dem Boden des Berndeutschen gewachsen ist. Ich bin glücklich, wenn die Schauspieler mein Deutsch lieben.

Ich dagegen liebe Berndeutsch, eine Sprache, die in vielem dem Deutschen überlegen ist. Es ist meine Muttersprache und ich liebe sie auch, weil man eine Mutter liebt. Ein Sohn sieht seine Mutter mit anderen Augen: oft leuchtet ihre Schönheit nur ihm ein.

Französisch kann man, Deutsch versucht man zu können.

Könnte ich Deutsch, würde ich Berndeutsch schreiben.

Indem ich Persönliches darstellte, kommt es mir vor, als hätte ich dennoch Allgemeines ausgedrückt: welcher Schriftsteller der Welt lebt dort, wo man die Sprache redet, die er schreibt ? Die Sprache, die er schreibt, redet nur aus seinem Werk.

In: Roberto Bernhard, Alemannisch-welsche Sprachsorgen und Kulturfragen. Schriften des DSSV Nr. 3. Frauenfeld 1968, 37–39.

# Merkmale des Schweizerdeutschen

1) Übersetzen Sie den unten stehenden standarddeutschen Text in Ihren Dialekt.
2) Vergleichen Sie Ihre Übersetzung mit derjenigen Ihrer Nachbarin/Ihres Nachbarn. Gibt es Unterschiede? Falls ja, welcher Art?
3) Vergleichen Sie den standarddeutschen Text mit Ihrer Übersetzung und markieren Sie Unterschiede…
   a) im **Wortschatz** (z. B. *Gehsteig – Trottoir*) **rot**;
   b) in der **Grammatik** (= Unterschiede im Satzbau, bei Verbformen, bei den Fällen etc., z. B. *wollte – het wölle*) **grün**;
   c) in der **Lautung** (z. B. *Freundin – Fründin*) **blau**.

| **Standarddeutsch** | **Dialekt** |
|---|---|
| Tobias wollte gestern mit seiner Freundin Nicole in unserem Garten grillen. Um anzufeuern, sammelte er alle Äste und Ästchen zusammen, die er fand. Den Haufen übergoss er mit Benzin und zündete ihn an. Es gab eine Stichflamme, die beinahe Nicoles kleinen Hund erfasst hätte! Als das Holz schön brannte, merkte mein lieber Bruder, dass die Kohlen im Gartenhäuschen nicht reichen, um genügend Glut zu machen. Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr auf dem Gehsteig zur Migros – wo ihn ein Polizist empfing und ihm eine Geldbusse aufbrummte. Als er mit der Kohle heimkam, begann es zu regnen, und der Hund heulte. | |

4) Welche Unterschiede in der Lautung und/oder Grammatik zeigen eine gemeinsame Systematik und lassen sich gruppieren?

# Übersichtsblatt: Merkmale des Schweizerdeutschen

## 1) Lautung

### 1.1) Vokalismus

- keine neuhochdeutsche Monophthongierung (Monophthong = einfacher Vokal):
  *CHdt. lieb, guet, Brüeder – stdt. lieb [li:b], gut, Brüder*
- keine neuhochdeutsche Diphthongierung (Diphthong = Doppellaut aus zwei Vokalen):
  *CHdt. uf Schwizerdütsch – stdt. auf Schweizerdeutsch*
- Verschwinden von unbetontem /e/ in Prä- und Suffixen (Vor- und Nachsilben):
  *CHdt. phalte, Pricht, liebs – stdt. behalten, Bericht, liebes*

### 1.2) Konsonantismus

- im Anlaut (Wortanfang)Verschiebung von *k* zu *ch* (mit wenigen Ausnahmen):
  *CHdt. Chind – stdt. Kind*
- auslautend (Wortende) *-n* fällt oft weg:
  *CHdt. mache – stdt. machen*
- Standarddeutsch *sp*, *st* erscheint immer als *schp*, *scht*:
  *CHdt. verhaschple, Ascht – stdt. verhaspeln, Ast*

### 1.3) Akzent

- Betonung der ersten Silbe auch bei Fremdwörtern (mit Ausnahmen):
  *Bálkon, Káfi, Párfüm,* auch bei Vornamen *Brígitte, Mátthias etc.*

## 2) Grammatik

- Diminutiv (Verkleinerungsform) auf *-li*:
  *CHdt. Chindli – stdt. Kindlein/Kindchen,* Pl. *Kinderchen*
- Fehlen des Präteritums, nur Perfekt:
  *CHdt. Mer händ ggässe und sind dänn is Kino gange. – stdt. Wir assen und gingen dann ins Kino.*
- Einheitliches Relativpronomen *wo*:
  *CHdt. De Maa, wo-n-öis geschter psuecht het. – stdt. Der Mann, der uns gestern besucht hat.*
  *CHdt. De Berg, wo mer druf obe gsii sind. – stdt. Der Berg, auf dem wir gewesen sind.*
- Der Genitiv fehlt weitgehend:
  *CHdt. d Farb vom Auto – stdt. Die Farbe des Autos*
- Nominativ und Akkusativ sind formgleich (Ausnahme bei den Pronomen):
  *CHdt. Mer gsänd de Leerer. / De Leerer gseet öis. – stdt. Wir sehen den Lehrer. / Der Lehrer sieht uns.*
- Andere Wortfolge bei Konstruktionen, die Hilfs- und Modalverben kombinieren:
  *CHdt. Er hed es Huus welle chauffe. / Er hed welle es Huus chauffe. – stdt. Er hat ein Haus kaufen wollen.*

# *De Läbchueche* (Rudolf von Tavel)

Wo-n-i no-n-e Bueb gsi bi, hei mr z'Bärn am üssere Bollwärk gwohnt, grediübere vo der Chilche. Undeninne het e Paschtetebeck sy Lade gha. Aber er het nid nume Paschtete gmacht. Da het's allerhand gueti Sache gä. Me het o Glacen übercho, und i menen Egge vom Laden isch Tee und Chocolat serviert worde, und bsunders berüehmt isch der Papa Durheim gsi für syni Bärner Läbchueche.

Der Lade het usgseh wie-n-es Märli. Uf em grosse Tisch i der Mitti sy d'Süessigkeiten arrangiert gsi wie Gartebeet und Bluemegroupes. I allne Farbe hei si ein aglachet. Und wär weiss, me hätti sech nid mögen ebha, mit beidne Hände da dry z'fahre, wäri nid der Zouberer, der Herr Durheim sälber, i sym bländig wysse Zuckerbeck-Costüme derhinder gstande! A de Wände zringsetum hei glesigi Türmli glänzt voll grüeni, roti, gääli Täfeli, drunder zueche gheimnisvolli Schublädli, wahri Schatzchammere, Bärgwärk vo Chocolat. Und gschmöckt het's, i sägen ech, gschmöckt…!

He nu, da isch einisch, a mene Zyschtig, d'Frou alt-Läheskommissäri Dufresne cho Sache bstelle für ne Soirée, Baselweggli, Schulthesse-Brötli, Röschtiwys, und was weiss i sünsch no alles! Und wil das het gä z'brichte, het si sech du im Laden etabliert und sech e Tasse Chocolat la serviere. Chuum isch si abgsässe, geit d'Türen uuf, und e Ma vom Land chunnt yne, e Buur und doch nid ganz e Buur, me het nid rächt gwüsst, was men us ihm mache söll.

Als ich noch ein Knabe gewesen bin, haben wir zu [= in] Bern am äusseren Bollwerk gewohnt, gerade gegenüber der Kirche. Untendrin hat ein Pastetenbeck seinen Laden gehabt. Aber er hat nicht nur Pasteten gemacht. Da hat es allerhand gute Sachen gegeben. Man hat auch Glaces bekommen und in einer Ecke des Ladens ist Tee und [heisse] Schokolade serviert worden, und besonders berühmt ist der Papa Durheim für seine Berner Lebkuchen gewesen.

Der Laden hat ausgesehen wie ein Märchen. Auf dem grossen Tisch in der Mitte sind Süssigkeiten arrangiert gewesen [so] wie Gartenbeete und Blumenbeete. In allen Farben haben sie einen angelacht. Und wer weiss, man hätte sich nicht beherrschen können, mit beiden Händen da rein zu fahren, wenn da nicht der Zauberer, der Herr Durheim selber, in seinem blendend-weissen Zuckerbäcker-Kostüm dahinter gestanden wäre. An den Wänden ringsum haben gläserne Türmchen geglänzt, voll grüner, roter und gelber Täfelchen [= Bonbons], darunter [zu] geheimnisvolle Schublädchen, wahre Schatzkammern, Bergwerke voll von Schokolade. Und geduftet hat es, ich sage euch, geduftet…!

Nun ja, da ist einmal, an einem Dienstag, die Frau Altlehenskommissärin Dufresne gekommen, um Sachen zu bestellen für eine Soiree [= Abendgesellschaft]: Basel-Wecken [=Weizenbrötchen], Schultheissen-Brötchen, Röschtiwys [= gerollte Waffeln] und weiss was sonst noch alles! Und weil das zu berichten gab [= die Bestellung Zeit brauchte] hat sie sich dann im Laden niedergelassen und sich eine Tasse Schokolade servieren lassen. Kaum ist sie abgesessen, geht die Türe auf, und ein Mann vom Land kommt herein, ein Bauer und doch nicht ganz ein Bauer, man hat nicht recht gewusst, was man aus ihm machen soll.

## Hinweise für die Lehrperson

Als Einstieg (oder Abschluss) bietet sich eine kleine Hörsequenz aus der Schnabelweid-sendung vom 2.2.2012 an: Judith Stadlin, ausgebildete Theaterfrau, Autorin und Leiterin der Lesebühne „Satz und Pfeffer“ in Zug, lässt ihre Figur Gerda Muriella Stierli-Fischli den deutschen Landsleuten das Schweizerdeutsche erklären. Gerda kommt (nach Beispielen zur fehlenden Mono- und Diphthongierung, dem typischen *-li* und *ch-*) zum Fazit: „Ja, Schwiezerdütsch isch iifach!“
(http://www.srf.ch/sendungen/schnabelweid/dialaektrassismus-mit-dr-judith-stadlin; (44:18 bis 49:31))

Das Übersichtsblatt (S. 2) wird nach Bearbeitung und Besprechung des Arbeitsblattes (S. 1) als Synopse verteilt. Im Text finden sich zu allen Merkmalen Beispiele. Zur Sicherung der Kenntnisse kann als Abschluss der Text von Rudolf von Tavel angehört und auf dem verteilten Blatt zu jedem Merkmal ein entsprechendes Beispiel gesucht werden (Aufnahme im Ordner „Tondateien“). Als Alternative können die Lernenden auch selber Texte verfassen, in welchen mindestens acht Merkmale vorkommen, diese austauschen und als Hausaufgaben übersetzen sowie die Merkmale bestimmen.

Mit dem Kap. IV.II. kann im Anschluss die nhd. Diphthongierung resp. Monophthongierung aufgegriffen werden.

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 2)
Unterschiede können einerseits auf verschiedene Dialekte zurückgeführt werden, andererseits auch auf Übersetzungs„fehler“ durch die Beeinflussung der standarddeutschen Vorgabe. Wir Schweizer sind in der Lage, alle Wörter und Konstruktionen mit entsprechenden lautlichen Anpassungen in unser Schweizerdeutsch zu integrieren.

ad 3)
Die Lernenden werden schon bald konstatieren, dass ja alles blau markiert werden muss – eine wichtige erste Erkenntnis, dass sich vor allem im Bereich der Lautung viele Unterschiede zeigen. Die Lernenden sollen sich für die lautlichen Unterschiede *Aufgabe 4* zuwenden und systematische Veränderungen suchen (z. B. *k-* am Wortanfang ist im Schweizerdeutschen *ch-* – mit Ausnahme der Dialekte von BS und teilweise von St. Gallen, Appenzell und Graubünden (siehe KSDS Karte 96)).
Im Bereich des Wortschatzes kann angemerkt werden, dass unser Schweizerdeutsch (und auch Standarddeutsch) vom Französischen beeinflusst ist.
Die Zuordnung wird in einigen Fällen anders geschehen als auf dem Übersichtsblatt (z. B. schweizerdeutsches Relativpronomen *wo* als Beispiel für den Wortschatz). Dies soll entsprechend thematisiert werden.

Mögliche Übersetzung (Berndeutsch, stark an der Vorlage orientiert):

| **Standarddeutsch** | **Dialekt** |
|---|---|
| Tobias wollte gestern mit seiner Freundin Nicole in unserem Garten grillen. Um anzufeuern, sammelte er alle Äste und Ästchen zusammen, die er fand. Den Haufen übergoss er mit Benzin und zündete ihn an. Es gab eine Stichflamme, die beinahe Nicoles kleinen Hund erfasst hätte! Als das Holz schön brannte, merkte mein lieber Bruder, dass die Kohlen im Gartenhäuschen nicht reichen, um genügend Glut zu machen. Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr auf dem Gehsteig zur Migros – wo ihn ein Polizist empfing und ihm eine Geldbusse aufbrummte. Als er mit der Kohle heimkam, begann es zu regnen, und der Hund heulte. | De Tobias het geschter mit sinere Fründin Nicole i üsem Garte welle grilliere/brötle. Zum Aafüüre het er alli Escht und Eschtli zämegsammlet, wo ner gfunde het. De Huufe het er mit Bänzin übergosse und het ne aazündet. Es het e Stichflamme gää, wo fasch de chlii Hund vo dr Nicole verwütscht hät! Wo s Holz schön brönnt het, het mi lieb Brueder gmerkt, dass d Chole im Gartehüüsli ned länge, für gnue Gluet z mache. Er het sech uf sis Velo gschwunge und isch uf em Trottoir zum Migros gfaare – wo ne e Polizischt i Empfang gnoo het und em e Puess gää het. Wo ner mit de Chole heicho isch, hets afo rägne, und de Hund het ghüület. |

Weitere Unterschiede in Ergänzung zum Übersichtsblatt, z. B.:

- *De Tobias*: Bestimmter Artikel bei Eigennamen (Grammatik)
- *Zum Aafüüre/für gnue Gluet z mache*: Finalsatzanschluss (Grammatik)

ad 4)
Es gilt, die gleichen Beispiele zu gruppieren (z. B. fehlende neuhochdeutsche Diphthongierung in *sinere, Fründin, aafüüre, Huufe, chlii, Gartehüüsli, uf, sis, ghüület*)

ad *Text von Tavel*
Nom/Akk gleich (sy Lade Z. 3, der Lade Z. 10); kein Bsp. für Relativpronomen *wo*

# Schweizerdeutsche Grammatik

Dass sich Schweizerdeutsch und Hochdeutsch teilweise im Wortschatz und vor allem auch in der Aussprache von Wörtern unterscheiden, ist klar. Schnell einmal wird dabei übersehen, dass die beiden Varietäten auch in ihrer Grammatik Unterschiede aufweisen.

## Das Verb

### A) Regelmässige vs. unregelmässige Verbformen

1) Übersetzen Sie die folgenden Sätze in Ihren Dialekt und geben Sie in Klammern an, um welche Verbform (Infinitiv, Personalform, Partizip I oder II) es sich bei den unterstrichenen Wörtern jeweils handelt. Vergleichen Sie dann, wie die standarddeutschen Verbformen und wie die schweizerdeutschen Verbformen gebildet werden. Was ist gleich, was ist verschieden?

*Kommt Kinder, wir können <u>essen</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Gestern haben wir ein Fondue <u>gegessen</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Wegen Stau können wir nicht rechtzeitig in die Ferien <u>fahren</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Remo ist gestern zwei Stunden lang Zug <u>gefahren</u>.* (Verbform: _____)

_____

2) Übersetzen Sie auch die vier folgenden Sätze. Vergleichen Sie die Bildung der unterstrichenen standarddeutschen Verbformen mit der schweizerdeutschen Übersetzung.

*Marco will heute Abend nach Hause <u>kommen</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Sybille dagegen ist gestern Abend schon <u>gekommen</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Sven will dich am Wochenende <u>sehen</u>.* (Verbform: _____)

_____

*Anna hat dich gestern in der Stadt <u>gesehen</u>.* (Verbform: _____)

_____

3) Übersetzen Sie auch die vier folgenden Sätze in den Dialekt. Was wird hier deutlich? (Tipp: Sprechen Sie sich die Sätze laut vor.)

*Sandra muss heute wegen Grippe zu Hause bleiben.* (Verbform: _____)

_____

*Wegen dem schönen Wetter sind wir länger draussen geblieben.* (Verbform: _____)

_____

*Könntest du mir einen Kuchen backen?* (Verbform: _____)

_____

*Du hast gestern meinen Lieblingskuchen gebacken.* (Verbform: _____)

_____

## B) Tempusformen

1) Schreiben Sie eine standarddeutsche Kürzestgeschichte im Präteritum (und allenfalls Plusquamperfekt) nach dem folgenden Schema: Anfangssituation (zwei Sätze) / etwas passiert (zwei Sätze) und etwas ist vor der Anfangssituation passiert (ein Satz) / glückliches oder tragisches Ende (zwei Sätze).
2) Tauschen Sie Ihre Kürzestgeschichte mit Ihrem Partner und schreiben Sie seinen Text in den Dialekt um.
3) Vergleichen Sie zu zweit, was mit den Verben im Präteritum/Plusquamperfekt geschieht, und stellen Sie eine These zum Unterschied zwischen Standard- und Schweizerdeutsch bezüglich der Tempusformen auf.

# Das Nomen

Der unten stehende Text ist der Internet-Seite *www.wer-weiss-was.de* entnommen. Dort werden die Leserinnen und Leser gebeten, ihre Meinung zu Artikeln in einem Blog zu veröffentlichen.
Lesen Sie den Text und schreiben Sie Tim eine Antwort, indem Sie die Ausführungen des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* zum Diminutiv einflechten (S. 30 und 31: „Das Erscheinungsbild schweizerdeutscher Dialekte“).

## Schweizer Sprachkundler gefragt.....

Von: A n o n y m , Frage gestellt am Mo, 20. Mai 2002

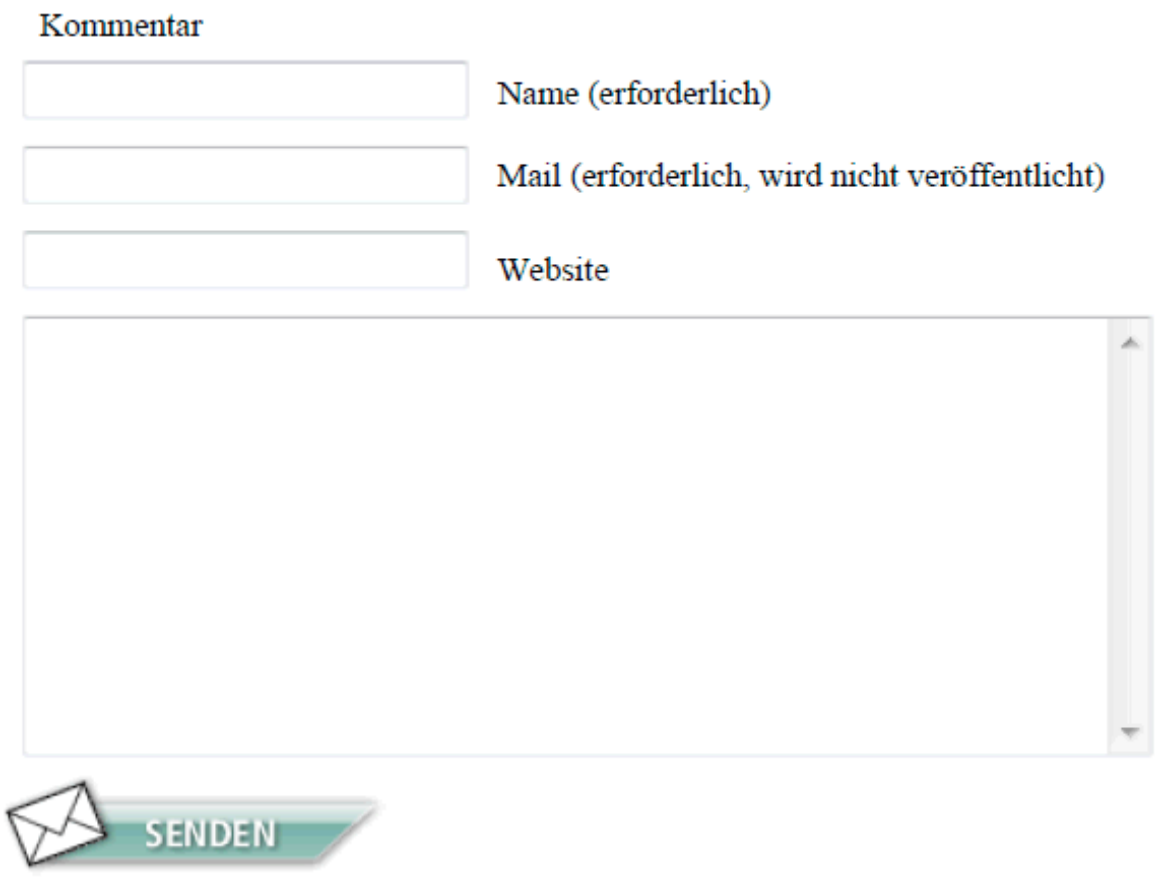
Hallo

Die Schweizer trinken nicht aus der Tasse, sie benutzen das Tasseli, essen statt Brötchen und Kipfel Brötli und Gipfeli und wärmen die Milch im Pfannli, s'Chätzli schnurrt auf dem Bettli und s'Hündli bellt im Gärtli wo das Fraueli Blüemli holt. Sie gehen auf dem Wegli oder Strässli zum Hüsli von Freunden und trinken da ein Käffeli (Kaffee) oder ein Bierli und essen Guetzli (Konfekt) oder Bretzeli dazu und hinterlassen Grüessli für gemeinsame Bekannte.
Dies einige meiner neuesten Impressionen aus der Schweiz.....

Warum, zum Kuckuck, ist das Schwyzerdütsch mit Dimunitiv“li“ dermassen gepflastert? Meine Bekannte hier in der Schweiz hat keine Erklärung dafür.

Gruss
Tim, wieder mal mit langen, gespitzten Öhrli (Ohren) unterwegs

Quelle: http://www.wer-weiss-was.de/theme197/article1149130.html (Zugriffdatum: 25.3.12)



# Das Adjektiv

Eine Eigenschaft der (meisten) Adjektive besteht darin, dass sie gesteigert werden können.

Im Deutschen werden der Komparativ und der Superlativ von einigen einsilbigen Adjektiven mit Umlaut gebildet.

- Mit Stammvokal *a:* *alt, arg, arm, hart, kalt, krank, lang, nah, scharf, schwach, stark, warm*
- Mit Stammvokal *o:* *grob, gross, hoch*
- Mit Stammvokal *u:* *dumm, jung, klug, kurz*

Einige einsilbige Adjektive schwanken.

- Mit Stammvokal *a:* *bang, blass, glatt, karg, nass, schmal*
- Mit Stammvokal *o:* *fromm, rot*
- Mit Stammvokal *u:* *krumm*

Alle anderen Adjektive – auch die einsilbigen –, welche nicht oben angegeben sind, haben keinen Umlaut. Dies gilt vor allem für Adjektive mit dem Stammvokal *au*, z. B. *schlau, blau, genau*. Dies gilt auch für alle mehrsilbigen Adjektive, ausgenommen *gesund*.
(Quelle: Duden – Die Grammatik)

Überprüfen Sie mit den folgenden Adjektiven, wie es sich im Schweizerdeutschen mit dem Umlaut verhält, wenn einsilbige Adjektive gesteigert werden: *braun*, *lang*, *spät*, *laut*, *rot*, *faul*, *schlau*.

## Die Syntax (Satzbau)

1) Wählen Sie aus den folgenden Sätzen diejenige Satzkonstruktion aus, die für Sie grammatisch korrekt ist.

| | ☑ |
|---|---|
| A. Woni es chliises Meitli bin gsii, hani … | |
| B. Woni es chliises Meitli gsii bin, hani … | |
| C. Woni bin es chliises Meitli gsii, hani … | |
| D. Woni bin gsii es chliises Meitli, hani … | |

Erklären Sie, worin sich die vier Varianten unterscheiden.

2) Wählen Sie aus den folgenden Sätzen diejenige Satzkonstruktion aus, die für Sie grammatisch korrekt ist.

| | ☑ |
|---|---|
| A. Das isch das Buech, woni mim Vatter ha gschänkt. | |
| B. Das isch das Buech, woni mim Vatter gschänkt ha. | |
| C. Das isch das Buech, woni ha mim Vatter gschänkt. | |
| D. Das isch das Buech, woni ha gschänkt mim Vatter. | |

Vergleichen Sie Ihre Wahl mit der Wahl von Aufgabe 1). Haben Sie dieselbe Satzkonstruktion (denselben Buchstaben) gewählt? Worin unterscheidet sich die Satzkonstruktion in dieser Aufgabe von derjenigen in Aufgabe 1?

3) Schauen Sie sich die Karte 119 im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* an, lesen Sie den dazugehörigen Kommentar auf S. 305 und erklären Sie Ihre oben getroffene Wahl.

4) Wählen Sie auch aus den folgenden Sätzen diejenige Satzkonstruktion aus, die für Sie grammatisch korrekt ist.

| | ☑ |
|---|---|
| A. Är hett ne la gaa. | |
| B. Är hett ne gaa laa. | |

Erklären Sie, worin sich die zwei Varianten unterscheiden.

Schauen Sie sich die Karte 120 im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* an, lesen Sie den dazugehörigen Kommentar auf S. 307 und erklären Sie Ihre oben getroffene Wahl.

# Hinweise für die Lehrperson

Was ist Grammatik?
Der Begriff *Grammatik* hat verschiedene Bedeutungen und wird demnach auch ganz unterschiedlich verwendet. Mindestens vier Grammatikbegriffe sind zu unterscheiden:

1) Die (unbewusste) Kenntnis der Sprecher von den Regelmässigkeiten in ihrer Sprache, so dass die Sprecher korrekte Wörter und Sätze bilden können als auch in der Lage sind, Urteile über die Korrektheit von Sätzen zu fällen (das Grammatikwissen des Muttersprachlers).
2) Die aus der natürlichen Sprache abstrahierten Regelmässigkeiten selbst (das grammatische System einer Sprache oder Varietät, „die Grammatik des Deutschen“).
3) Das Lehrwerk, in dem die Regelmässigkeiten aufgeschrieben sind („die Dudengrammatik“).
4) Verschiedene Modelle (Grammatiken, z. B. Generative Grammatik, Valenzgrammatik) zur Erfassung grammatischer Regelsysteme, wie sie im Sinne von 2) aus einer Sprache abstrahiert werden

Stehen die sprachlichen Ebenen einer Varietät im Fokus, so stellt man die Grammatik (= Lehre vom Wort und vom Satz) der Lexik (= Lehre vom Wortschatz) und der Phonetik/Phonologie (= Lehre der Laute) gegenüber.

Die vier Blätter können als Postenlauf oder in Gruppen mit anschliessender Präsentation bearbeitet werden. Gerade die Aufgaben zur Syntax sind – was die Lektüre des Kommentars anbelangt – eher schwierig. Herausfordernd sind sicher auch die Aufgaben 3 und 4 zu den Verben.

Auf der Sekundarstufe I bietet sich dieses Kapitel auch an, um im regulären Grammatikunterricht mit der schweizerdeutschen Grammatik einen Vergleich resp. einen Kontrast zur Standardsprache zu schaffen.

## Zu den Arbeitsanregungen:

### VERB

**ad A)**
Die Beispiele sind aus dem Zürichdeutschen. Aus diesem Grund sind wahrscheinlich Unterschiede in den Übersetzungen zu erwarten.

ad 1)

*Kommt Kinder, wir können essen.* (Verbform: Infinitiv)
Chömet Chinde, mier chönd *ässe*.

*Gestern haben wir ein Fondue gegessen.* (Verbform: Partizip II)
Geschter hämer es Fondue *ggässe*.

*Wegen Stau können wir nicht rechtzeitig in die Ferien fahren.* (Verbform: Infinitiv)

Wägem Stau chömer nöd rächtzitig id Ferie *faare*.

*Remo ist gestern zwei Stunden lang Zug gefahren*. (Verbform: Partizip II)
De Remo isch geschter zwei Stund lang Zug *gfaare*.

Fazit: Der Infinitiv und das Partizip II dieser Verben unterscheiden sich bei den meisten Verben wie im Standard. Das Partizip II wird wie im Standard mit einem Präfix gebildet. In den schweizerdeutschen Dialekten wird die hochdeutsche Vorsilbe *ge-* des Partizips II zu *g-* reduziert (*gemacht* → *gmacht*), ausser in einzelnen Walliserdialekten (*gimacht*).
(Möglicherweise fällt den Lernenden auch die Apokope der Verb-Endungen im Schweizerdeutschen auf; siehe Glossar *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 348.)

ad 2)

*Marco will heute Abend nach Hause kommen*. (Verbform: Infinitiv)
De Marco wott hüt Abig hei *cho*.

*Sybille dagegen ist gestern Abend schon gekommen*. (Verbform: Partizip II)
Aber d'Sybille isch geschter Abig scho *cho*.

Sven will dich am Wochenende *sehen*. (Verbform: Infinitiv)
De Sven wott dich am Wuchenänd *gsee*.

*Anna hat dich gestern in der Stadt gesehen*. (Verbform: Partizip II)
D'Anna hät dich geschter i der Stadt *gsee*.

Fazit: Bei einigen Verben unterscheiden sich im Schweizerdeutschen der Infinitiv und das Partizip II nicht, so z. B. bei *kommen, sehen, geschehen* und den Modalverben *dürfen*, *können*, *mögen*, *müssen*, *sollen*, *wollen*. Bei den Modalverben ist dies auch im Standard zu beobachten, allerdings dort nur, wenn das Modalverb zusammen mit anderen Infinitiven erscheint (sog. Ersatzinfinitiv: *gehen können* [statt *gehen gekonnt*]).

ad 3)
Weil die Übersetzungen aus dem Zürichdeutschen stammen, sind je nachdem bei den schweizerdeutschen Verbformen zu *geblieben* oder *gebacken* abweichende Formen zu erwarten: *plobe* / *pacheti*).

*Sandra muss heute wegen Grippe zu Hause bleiben*. (Verbform: Infinitiv)
D'Sandra muess hüt wäge Grippe dehei *blibe*.

*Wegen dem schönen Wetter sind wir länger draussen geblieben*. (Verbform: Partizip II)
Wägem schöne Wätter simer länger dusse *plibe*.

*Könntest du mir einen Kuchen backen?* (Verbform: Infinitiv)
Chönntisch du mier en Chueche *bache?*

*Du hast gestern meinen Lieblingskuchen gebacken*. (Verbform: Partizip II)
Du häsch mer geschter min Lieblingschueche *pache*.

Fazit: Bei einigen Verben unterscheiden sich der Infinitiv und das Partizip nur geringfügig, indem der Anlaut verstärkt wird, da vor einer Fortis (*p*, *t*, *gg*) das Präfix *g-* wegfällt (*getrunken* → *trunke*). Vor einer Lenis (*b*, *d*, *g*) entfällt das Präfix *g-* in gewissen Dialekten, während es sich in anderen an die Lenis angleicht und zusammen mit ihr eine Fortis bildet (*geblieben* → *plibe/plube gegangen* → *ggange*). Eine Ausnahme bilden hier einzelne Walliserdialekte.

**ad B)**
Eine Eigentümlichkeit des Schweizerdeutschen besteht in der Reduktion der grammatischen Zeiten auf die zwei Ausprägungen Präsens (*ich mache*) und Perfekt (*ich ha gmacht*), die heute um ein aus dem Hochdeutschen entlehntes Futur (*ich wiirde mache*) und das Doppelperfekt (*ich ha gmacht gha*) ergänzt werden.

## NOMEN

Die folgenden Spottverse können als Einstieg verwendet werden:

- *„Das Schwarzbubenland ist dort, wo d Chingli no Hängli u Gringli hei*“ (sagt man in Basel über das Schwarzbubenland [Bezirke Dorneck / Thierstein (SO)])
- *„Z hingerscht hinge im Gängli hinge het s Hüngli s Chingli is Hängli bisse!“*
  *[Zuhinderst hinten im Korridor hat der Hund das Kindlein ins Händlein gebissen.]*
  (sagt man in BS (alt-)Baselbiet über die Region Laufental-Thierstein)

Neben dem Diminutiv geht es bei diesem Spottvers natürlich auch um die sprachlich auffällige Velarisierung, die im Schwarzbubenland vorkommt (Velarisierung = lautliche Veränderung, bei welcher der Artikulationsort von Konsonanten und Vokalen in Richtung des hinteren weichen Gaumens verschoben wird, z. B. *Chi**ng*** (vs. *Chi**nd***), *hi**ng**e* (vs. *hi**nd**e*), ***o**lt* (vs. ***a**lt*)).

Auf der folgenden Seite findet sich ein Artikel über die Spracheinstellung eines Deutschen hinsichtlich der häufigen Diminutive im Schweizerdeutschen. Der Artikel kann gemeinsam mit den Lernenden als Hinführung zum Thema, als Weiterführung oder als Hintergrundinformation für die Lehrperson verwendet werden.

# Herzige Wörtli – große Wirkung oder das Schweizer Diminutiv

1. August 2008 (in *Satire, Literatur, Meinung und Gesellschaft*)

Bern, die Hauptstadt der kleinen westlichen Alpenrepublik, beherbergt jetzt genau 128 345 Einwohnerinnen und Einwohner, melden die Statistiker in ihrem Kurzbericht vom Juli 2008. 27.255 Personen stammen aus dem Ausland. Dazu vermerkt der Bericht trocken: „Eine eindrückliche Entwicklung als Einwandererland hat Deutschland erlebt: Den 2.032 im Jahr 1997 ermittelten deutschen Staatsangehörigen stehen Ende 2007 5.304 gegenüber. Ihr Bestand – gemessen an der gesamten ausländischen Bevölkerung – hat sich somit von 8,1 auf 19,5 Prozent erhöht."

*Peter Maibach* – Kommen die Deutschen wirklich, wie die Medien behaupten? Mit der Zuwanderung nach Bern wird sich Deutschland wohl kaum entvölkern. Aber diese Zahlenpurzelei bietet mir Gelegenheit, über groß und klein nachzudenken, natürlich in meiner bevorzugten Sparte, dem Schweizerdeutschen.

Putzige Wörtchen, „herzige Wörtli" in der schweizerischen Alltagssprache, finden Deutschsprachige niedlich und verirren sich prompt im riskanten Labyrinth helvetischen Verkleinerungsfimmels.

Im Kauderwelsch, das Erwachsene auf Kinder anwenden, sind Verkleinerungsformen noch einigermaßen nachvollziehbar. Das Schweizerdeutsche geht da salopp vor: Ist etwas klein, wird die Silbe „-li" an das Wort angehängt – aus den Händen werden Händli, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu waschen sind, genau so wie die Häärli, die Füessli und so weiter, einfach alles was ein Mutterherz beschwingt zur immer bereiten Seife greifen lässt.

Auch in der ersten Klasse bei Fräulein Bigler blieb vorderhand noch alles klein. Wir ABC-Schützen waren Kamerädli, saßen zu zweit an einem Pültli und lernten für das Leben, nicht für die Schule. Vorsicht: Ein Schueli ist nicht eine kleine Schule oder ein zu kurz geratener Schüler, sondern die umgangssprachliche Abkürzung für die Schultasche; oder Schulranzen. Ein Ranzen übrigens bezeichnet in der Deutschschweiz definitiv nichts anderes als einen dicken Bauch. Es ist politisch unkorrekt, Personen auf ihren Ranzen hin anzusprechen. Dicke Schweizerinnen und Schweizer sind „fest". Das tönt netter und alle wissen, was gemeint ist. Hinten durch (oder wie man in Deutschland sagt: „hinten herum") lässt sich natürlich prächtig lautmalerisch ablästern, was einer für einen „feissen Ranzen" habe.

Aber wir wollten eigentlich bei den „herzigen Wörtli" bleiben. Auch die machen mit dem Älterwerden Veränderungen durch. Seltsamerweise bestehen die Verkleinerungsformen nach Abschluss der Kindheit weiter: In der schweizerdeutschen Erwachsensprache erhalten manche Wörter im Diminutiv zusätzlich zur eigentlichen Bedeutung eine Wertung aufgepfropft.

Wenn ein Töff – so bezeichnen wir hierzulande Motorräder – zum Töffli wird, ist dies eine nachvollziehbare kleinere Fahrzeugkategorie. Das Autöli hingegen übernimmt bereits verschiedene Schattierungen, etwa als anerkennende Untertreibung für einen Luxusschlitten, wird zum geliebten schnuckeligen Vehikel oder ist ein Billigfahrzeug oder ein Spielzeugauto.

Bedeutungsverschiebungen treiben den hochdeutsch Sprechenden noch tiefer in die Gänge des Labyrinths. Wer Heftli sagt, spricht möglicherweise von einem kleinen Heft. In den meisten Fällen wird er eine Boulevard-Illustrierte meinen. Non olet, aber das Hüsli ist nicht ein bescheidenes Domizil, sondern die Toilette. Damit erklärt sich eigentlich der Ausdruck „aufs Hüsli gehen" wie von selbst. In beruflichem Umfeld empfehle ich eher den Gang zur Toilette. Und wenn Sie helvetischen Wortspaßvögeln ein kleines Duell liefern wollen, fragen Sie nach der Keramikabteilung.

Das Sprachgefühl für das treffende Diminutiv wächst mit der Erfahrung. Wenn Sie nicht sicher sind, lassen Sie es lieber bleiben. Tabu für Ungeübte sich: Chefli, Froueli, Deppli, Schwyzerli – ich versichere Ihnen, falsch angehängte „-lis" tönen für empfindliche Schweizer Ohren scheußlich und können zu unerwünschten Risiken und ewiger gesellschaftlicher Ächtung führen.

Gewusst wie, sende ich allen 5.304 Deutschen in Bern und allen anderen ein liebes Grüessli.

Quelle: http://newsbattery.blogsport.de/2008/08/01/herzige-woertli-grosse-wirkung-oder-das-schweizer-diminutiv/ (1.5.13)

## ADJEKTIV

Achtung: In einigen Grammatiken werden Farbadjektive als unsteigerbar deklariert!

| | **Zürichdeutsch** | **Luzerndeutsch** | **Baseldeutsch** |
|---|---|---|---|
| *braun* | *brun – brüner – am brünschte* | *bruun – brüüner – am brüünschte* | *bruun – brüüner – am brüünschte* (oder älter mit Entrundung: *briiner – am briinschte*) |
| *lang* | *lang – lenger – am lengschte* | *lang – lenger – am lengschte* | *lang – länger – am längschte* |
| *spät* | *spaat – spööter – am spöötischte* | *spoot – spööter – am spöötischte* | *spoot – speeter – am speetischte* |
| *laut* | *lut – lüüter – am lüütischte* | *luut – lüüter – am lüütischte* | *lut – lytter – am lytschte* |
| *rot* | *rot – röoter – am röötschte* | *rot – röoter – am röötschte* | *root – reeter – am reetschte* |
| *faul* | *fuul – füüler – am füülschte* | *fuul – füüler – am füülschte* | *fuul – fyyler – am fyylschte* |
| *schlau* | *schlau – schlöier – am schlöischte* | *schlau – schlauer/schlööier – am schlauschte/schlöischte* | *schlau – schlöier – am schlöischte* (oder älter mit Entrundung: *schleier – am schleischte*) |

Fazit: Fast alle einsilbigen Adjektive weisen bei der Steigerung einen Umlaut auf, im Gegensatz zum Standard auch die Adjektive mit dem Stammvokal *-au*.

## SYNTAX

Der Fokus liegt auf den Verbstellungsregeln des Schweizerdeutschen, die sich teilweise vom Hochdeutschen unterscheiden. Solche Abwandlungen finden sich vor allem im westlichen und südwestlichen Schweizerdeutschen.
Als Ergänzung zu diesen grossräumigen Varianten innerhalb der schweizerdeutschen Dialekte kann im Anschluss das Kapitel III.V. „Das Chochischästli-Orakel“ bearbeitet werden, wo es um die kleinräumigen Unterschiede geht.

ad 1) und 2)
Zu erwarten ist, dass die gleiche Variante angekreuzt wird; die Konstruktion (Stellung von Hilfsverb und Partizip im Nebensatz) wird nicht beeinflusst vom unterschiedlichen Hilfsverb (*sein* oder *haben*).

Möglicher Anschluss:
Die Klasse generiert in Kleingruppen Sätze nach diesen Schemata und führt entweder im Schulhaus oder in der näheren Umgebung eine kleine Umfrage durch. Dabei ist es wichtig, dass die Befragten jeweils ihre Herkunft angeben. Die Resultate werden in der Klasse ausgewertet und mit den beiden oben erwähnten Karten verglichen.

# Verschiedene schweizerdeutsche Dialekte

Sie hören nun in neun verschiedenen Dialekten das „Gespräch am Neujahrstag“ (Aufnahmen 1943 resp. 1969). Füllen Sie die unten stehende Tabelle aus und raten Sie, aus welcher Region die Sprecher kommen.

| **Nr** | **Region** | **Jahr** | **Flachkuchen mit Belag** | **geschneit** | **Zaun** | **morgen** | **Wir es-sen/ nehmen** |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | | Joor | Wääije | gschneit | Haag | moorn | mer ässe |
| 2 | | | | | | | |
| 3 | | | | | | | |
| 4 | | | | | | | |
| 5 | | | | | | | |
| 6 | | | | | | | |
| 7 | | | | | | | |
| 8 | | | | | | | |
| 9 | | | | | | | |

## Arbeitsanregungen:

### VARIANTE A)

1) Tragen Sie die verschiedenen Antworten zu einem Wort aus der Tabelle auf der Grundkarte ein. Wählen Sie dazu eine leserfreundliche Darstellung.

Grundkarte *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 36

2) Vergleichen Sie Ihre Karte mit der entsprechenden Karte im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* und studieren Sie den Kommentar dazu. Präsentieren Sie die wichtigsten Erkenntnisse im Plenum.

| | |
|---|---|
| Jahr | entspricht Karte 79 *Abend* |
| Flachkuchen mit Belag | Karte 29 |
| geschneit | Karte 87 |
| Zaun | Karte 66 |
| morgen | Karte 103 |
| wir essen/nehmen | entspricht Karte 115 *Verbplural* |

3) Vergleichen Sie die Antworten in der Tabelle mit Ihrem eigenen Dialekt. Können Sie ihn einordnen?

## VARIANTE B)

1) Tragen Sie die verschiedenen Antworten von *Jahr*, *geschneit* und *morgen* auf der Grundkarte ein. Wählen Sie dazu eine leserfreundliche Darstellung.

Grundkarte *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 36

2) Lesen Sie den Abschnitt „Die Einteilung der schweizerdeutschen Dialekte“ im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 31–33 und machen Sie sich Notizen zu folgenden Fragen:
   a) Welche Formen des Alemannischen werden in der Schweiz gesprochen?
   b) Worin zeichnet sich der südliche Teil der Deutschschweiz in sprachlicher Hinsicht aus und wie lässt sich dies erklären?
   c) Was ist ein Relikt?
   d) Erklären Sie, was eine alpine Sonderentwicklung ist, und nennen Sie ein Beispiel.
   e) Wie sagt man in Basel, in Frauenfeld und in Altdorf für *gheie* (fallen)? Wie in Schwyz und St. Gallen für *Horn*?
   f) Breiten sich Neuerungen normalerweise von Norden oder von Süden her aus?
   g) Welche Gegensätze sind wohl für einen Dialektologen, der sich mit deutschen Dialekten beschäftigt, interessanter: Die Nord-Süd- oder die West-Ost-Gegensätze? Begründen Sie.

h) Wie konjugiert ein Solothurner *sagen* im Plural, wie ein Appenzeller, wie ein Walliser? Welches Wort verwendet ein Schaffhauser für *Zwiebel*, welches ein Luzerner?

i) Weshalb ist der Aargau ein interessanter Kanton für eine Dialektologin?

## Hinweise für die Lehrperson

Die Vergleichstexte finden sich im Ordner „Tondateien".
Nach Möglichkeit sollte das Arbeitsblatt so verändert werden, dass – falls vorhanden – die Region, aus welcher die Lernenden stammen, an erster Stelle steht, um den Lernenden den Zugang zu erleichtern.
Es können auch weniger Beispiele angehört werden; mit Vorteil sollten der Nordwesten, Nordosten, Südwesten und Südosten als Hörproben vertreten sein.

Einige weitere Vergleichstexte finden Sie online: http://www.dialekt.ch/vergleichstexte.htm

| Nr | Region | Jahr | Flachkuchen mit Belag | geschneit | Zaun | morgen | Wir essen/ nehmen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Aarau (AG) | Joor | Wääije | gschneit | Haag | moorn | mer ässe |
| 2 | Davos (GR) | Jaar | Turte | gschniit | Zuun | moore | wr ässe |
| 3 | Wenslingen (BL) | Joor | Wääije | gschneit | Haag | moorn | mer nääme |
| 4 | Bern (BE) | Jaar | Chueche | gschneit | Zuun | moorn | mir näme |
| 5 | Brig (VS) | Jaar | Chüechu | gschniit | Züü | moore | wir ässe |
| 6 | Einsiedeln (SZ) | Jour | Tünne | gschniit | Haag | moure | mer nänd |
| 7 | Klettgau (SH) | Joor | Tünne | gschneit | Hag | morn | mer essed |
| 8 | Herisau (AR) | Joor | Fläde | gschniit | Haag | moorn | mer essid |
| 9 | Schächental (UR) | Jaar | Chüächä | gschniit | Hag | moorä | mer ässed |
| 10 | Luzern (LU) | Joor | Chueche | gschneitz | Haag | moorn | mer ässid |
| 11 | St. Gallen (SG) | Joor | Flade | gschnäit | Haag | moorn | mer essed |
| 12 | Tafers (FR) | Jaar | Chuehe | gschniit | Haag | moor | mer nää |

### Zu den Arbeitsanregungen:

### VARIANTE A)

ad 1)
Die Karten der Lernenden werden alle sichtbar aufgehängt, so dass ein Vergleich möglich ist. Verschiedene Kartierungsmethoden sind zu erwarten und können hinsichtlich der Leserfreundlichkeit diskutiert werden:

- Wörter an die entsprechende Stelle schreiben
- unterscheidendes Merkmal an der entsprechenden Stelle notieren

- Areale einfärben, schraffieren
- Isoglossen[1] einzeichnen
- Nummern/Ziffern eintragen und in einer Legende aufschlüsseln
- Kombination verschiedener Kartierungsverfahren etc.

Zudem gilt es zu entscheiden, welche Merkmale man verzeichnen/unterscheiden will. (Kommt es auf eine grobe Unterteilung zwischen *Zuun* und *Haag* an oder sollen die lautlichen Varianten ebenfalls erfasst werden?)

## VARIANTE B)

Der Fokus kann bei diesem Arbeitsblatt bereits auf die Nord-Süd-Verteilung gelegt werden: In dieser Variante werden nur die Antworten von *Jahr*, *geschneit* und *morgen* auf der Grundkarte eingezeichnet.

ad 1)
Die Karten der Lernenden werden für alle sichtbar aufgehängt resp. ausgebreitet, so dass ein Vergleich möglich ist. Auch hier können ev. die verschiedenen möglichen Kartierungsmethoden diskutiert werden (siehe oben).

ad e)
*gheie* verhält sich wie *schneie* oder *Blei*, *Horn* wie *morn*: Unterschiede in der Lautung werden anhand eines Beispiels aufgezeigt (*-rn* vs. *-re* anhand *morgen*, die gleiche Verteilung gilt aber auch für weitere Wörter mit derselben Lautkombination: *Horn, Chorn* …).
Das zeigt sich im folgenden Neckvers, wenn die Zürcher über die Glarner sagen: „Denä isch ds Bliili id Linth abäkiit." (*Bliili* = Bleistift, eigentlich „Bleilein")

ad g)
für Nord-Süd-Gegensätze: im Höchstalemannischen findet man Relikte; für West-Ost-Gegensätze: Diese Gegensätze können sich über das Alemannische hinaus fortsetzen (z. B. *buuche* vs. *seechte* (Karte 73 *mit Aschenlauge waschen*) oder *Matte* vs. *Wiese*); es handelt sich dabei auch oft um Kulturgrenzen.

ad h)
vgl. Karte 115 *Verbplural* und Karte 51 *Küchenzwiebel*

[1] Eine Isoglosse (Kunstwort nach Art der Isobare oder Isotherme, aus griechisch ἴσος isos, ‚gleich' und griechisch γλῶσσα, glōssa, ‚Zunge, Sprache') ist die Linie in einem Sprachatlas, welche die Grenze zwischen zwei Ausprägungen eines sprachlichen Merkmals markiert. (Wikipedia)

# Die Einteilung schweizerdeutscher Dialekte

Die deutschen Dialekte werden traditionell in Nieder-, Mittel- und Oberdeutsch eingeteilt (vgl. die Karte im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 17). Das Mittel- und Oberdeutsche bilden zusammen das Hochdeutsche, was eine etwas verwirrende Bezeichnung ist, da mit Hochdeutsch auch die deutsche Standardsprache bezeichnet wird. Das Oberdeutsche besteht aus Alemannisch, Schwäbisch, Bairisch und Fränkisch. Die schweizerdeutschen Dialekte gehören zum Alemannischen, das wiederum aufgegliedert wird in Nieder-, Hoch- und Höchstalemannisch (vgl. die Karte im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 30).

Grundkarte *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 36

## Arbeitsanregungen:

1) Sehen Sie sich die Karte im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* auf S. 30 an und lokalisieren Sie Ihren Dialekt. Gehört er zum Nieder-, Hoch- oder Höchstalemannischen?
2) Zeichnen Sie auf der oben stehenden Karte ein, wo Nieder-, wo Hoch- und wo Höchstalemannisch gesprochen wird.
3) Erarbeiten Sie mit Hilfe der S. 31–32 im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Antworten zu den folgenden Fragen:
    a) Durch welches Merkmal unterscheidet sich das Niederalemannische vom Hoch- und Höchstalemannischen?
    b) Welche Merkmale unterscheiden das Hoch- und Höchstalemannische?
4) Vergleichen Sie die Resultate mit Ihrem eigenen Dialekt. Treffen die Merkmale zu?

# Hinweise für die Lehrperson

Zur Einteilung der deutschen Dialekte: Dass das Mittel- und Oberdeutsche das Hochdeutsche bilden, verwirrt die Lernenden möglicherweise zuerst, da mit Hochdeutsch auch die deutsche Standardsprache bezeichnet wird. Mit „hochdeutsch“ ist in erster Linie eine geografische Bezeichnung gemeint (im Gegensatz zu „niederdeutsch“); die Standardsprache ist als Ausgleichssprache zwischen hochdeutschen Schreibdialekten entstanden.

An dieses Kapitel lässt sich die Lektüre des Zeitungsartikels *Grüzi wohl* aus der NZZ (siehe Kapitel I, *ad I.II. Grüzi wohl! [Hintergrund, Wissenschaft, NZZ Online]*) anschliessen, wo es vorwiegend um das Erlernen des Schweizerdeutschen geht, aber auch Othmar Hitzfeld erwähnt wird, der als Lörracher Alemannisch spricht.

## Zu den Arbeitsanregungen:

ad 2)
Einzig der Stadtbasler Dialekt gehört zum Niederalemannischen.

ad 3a)
Im Niederalemannischen (zu dieser Dialektgruppe gehört die Stadt Basel) ist der alte *k*-Laut bewahrt; so wird hier *Kind* ausgesprochen im Gegensatz zu Hoch- und Höchstalemannisch, wo die Aussprache *Chind* lautet. In Chur sowie in Teilen des St. Galler Rheintals findet sich auch der *kh*-Laut, doch zählen diese Dialekte nicht zum Niederalemannischen (siehe Kommentar zur Karte 96).

ad 3b)
Das Hoch- und Höchstalemannische unterscheiden sich im Wesentlichen durch folgende Merkmale:

- unterschiedliche Lautqualität des mhd. *â*-Lautes in Wörtern wie *Jahr*, *Haar*, *Strasse*, *schlafen*, hier mittels des Wortes *Abend* dargestellt: Während in weiten Teilen des Hochalemannischen ‚Abend’ mit *o* ausgesprochen wird, wird im Höchstalemannisch ‚Abend’ mit *a* ausgesprochen (vgl. KSDS S. 220/221).
- Endungen der Verbpluralformen: In Teilen des Höchstalemannischen findet man drei Formen im Plural, im Gegensatz zum Hoch- und Niederalemannischen, wo zwei Formen im Plural oder auch eine einheitliche Pluralform vorherrschen (vgl. KSDS S. 296/297).
- Im Höchstalemannischen hat man im Hiat (vgl. Glossar im KSDS S. 350) die alte Lautung des mhd. *î*-Lautes bewahrt: ‚schneien’, ‚bauen’ und ‚neu’ werden *schniie*, *buue* und *nüü(w)/nii(w)* ausgesprochen, während im Hochalemannischen *schneie*, *bouue* und *nöi* ausgesprochen wird. (vgl. KSDS-Karte 87 *schneien*).

# Die schweizerdeutsche Dialektlandschaft 1

Die Dialektsprecher in der deutschsprachigen Schweiz sind sich bewusst, dass fast in jedem Ort anders gesprochen wird. Im Laufe der Geschichte haben Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen versucht, diese Unterschiede zu systematisieren. Dazu wurden traditionellerweise vor allem die Unterschiede im Bereich der Lautung untersucht und auf Karten verzeichnet (z. B. *schneie* vs. *schniie*). Dabei zeigte sich, dass einige sprachliche Unterschiede eine ähnliche Verteilung aufweisen. Aufgrund dieser Beobachtung lassen sich die Dialekte in der Schweiz weiter in Hoch- und Höchstalemannisch unterteilen.

## Arbeitsanregungen:

1) Wie sagen Sie in Ihrem Dialekt „Guten Abend“? Kennen Sie lautliche Varianten ihrer Antwort?
2) Zeichnen Sie auf der unten stehenden Karte ein, wie man wo das Wort „Abend“ ausspricht.

Grundkarte *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 36

3) Vergleichen Sie anschliessend Ihre Karte mit der Karte 79 *Abend* im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Wie lässt sich die geografische Zweiteilung (durch Farbe dargestellt) beschreiben? Verdeutlichen Sie die Zweiteilung, indem Sie auf der oben stehenden Karte die beiden Gebiete durch eine Linie voneinander abgrenzen.
4) Wie wird diese geografische Zweiteilung genannt? Lesen Sie dazu im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Angaben auf S. 31–32 durch. Notieren Sie sich weitere dialektale Grössen, die eine ähnliche Zweiteilung aufzeigen.
5) Welches Kartenbild erwarten Sie, wenn Sie die verschiedenen dialektalen Aussprachevarianten der Wörter *Jahr*, *Haar*, *Strasse, Haken* oder *schlafen* auf einer Karte einzeichnen? Begründen Sie Ihre Antwort.

# Die schweizerdeutsche Dialektlandschaft 2

Innerhalb des politischen Gebildes „Schweiz“ als Einheit lassen sich neben den verschiedenen Sprachen und Dialekten auch kulturelle Unterschiede ausmachen. Zum Beispiel spielt man mit unterschiedlichen Jasskarten und nicht überall gibt es traditionellerweise eine Fasnacht. Hingegen findet man die Küchenzwiebel auf allen Speiseplänen in der Schweiz, nur wird sie nicht überall in der Deutschschweiz auf dieselbe Weise bezeichnet.

Küchenzwiebel (Quelle: www.schweizerbauer.ch)

## Arbeitsanregungen:

1) Wie sagen Sie und wie sagen andere der Küchenzwiebel?
2) Studieren Sie die Karte 51 im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Welche räumliche Aufteilung fällt ins Auge?
3) Was sind mögliche Gründe, wie es zu dieser räumlichen Aufteilung gekommen ist?
4) Lesen Sie den Kommentar zur Karte 51 im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* und listen Sie die wichtigsten Erkenntnisse stichwortartig auf.
5) Wie benennt man diese räumliche Aufteilung? Konsultieren Sie die Karte auf S. 33 des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* für weitere dialektale Grössen, die diese räumliche Aufteilung zeigen. Lesen Sie den entsprechenden Abschnitt (3. Spalte S. 32) und erklären Sie im Anschluss den Begriff „Kulturgrenze“.

# Hinweise für die Lehrperson

Die beiden Arbeitsblätter behandeln die zentralen Nord-Süd- und West-Ost-Gegensätze (vgl. S. 31–33). Mit entsprechenden Anpassungen können die Blätter arbeitsteilig gelöst und die Resultate im Plenum vorgestellt werden.

Nach diesem Kapitel lässt sich mit dem Kapitel III.IV. „Bezeichnungsvielfalt und Benennungsmotivik" an das Thema der Bezeichnungsvielfalt anschliessen und so illustrieren, dass es nicht nur Nord-Süd- und West-Ost-Gegensätze gibt, sondern dass bei vielen Begriffen kleinräumigere Varianten vorkommen.

## Zu den Arbeitsanregungen:

### DIE SCHWEIZERDEUTSCHE DIALEKTLANDSCHAFT 1

ad 1)
Die Lernenden nennen die verschiedenen „Abend"-Formen (*Aabe*, *Oobe, Aabig* usw.), die sie aus ihrem eigenen Dialekt oder auch aus weiteren Dialekten kennen. Im Gespräch sollte der Fokus auf der Opposition von *a*-Lautung und *o*-Lautung liegen.

ad 2)
Je nachdem, welche Kenntnisse die Lernenden von anderen Dialekten haben, können die verschiedenen Formen in Einzelarbeit oder zusammen eingezeichnet werden.

ad 3)
Die Lernenden vergleichen ihre Karte mit der Karte 79. Es ergibt sich eine grobe Zweiteilung: im Norden *o*-Formen und im Süden *a*-Formen. Die gezogene Linie wird als *Isoglosse* bezeichnet.[1]

Hier lässt sich die Lektüre des Kommentars zur Karte anschliessen.
Vorschläge zur Erarbeitung der Informationen (Fragen zum Text):

- Auf welchen regionalen Unterschied macht die Karte aufmerksam?
- Was bedeutet „verdumpfte *a*-Lautung"? (Definition zur Verdumpfung siehe Glossar KSDS S. 355)
- Was ist im Kanton Zürich speziell?
- Gibt es nur in den schweizerdeutschen Dialekten verdumpfte Lautungen?
- Erstellen Sie eine Tabelle mit unterschiedlichen Endungen des Wortes „Abend" in unterschiedlichen Regionen.
- Wieso werden Menschen wegen ihres Dialekts geneckt? Kennen Sie selbst (weitere) Neckverse?

[1] Eine Isoglosse (Kunstwort nach Art der Isobare oder Isotherme, aus griechisch ἴσος isos, ‚gleich' und griechisch γλῶσσα, glōssa, ‚Zunge, Sprache') ist die Linie in einem Sprachatlas, welche die Grenze zwischen zwei Ausprägungen eines sprachlichen Merkmals markiert. (Wikipedia)

ad 4)
Es handelt sich hier um einen sogenannten Nord-Süd-Gegensatz. Je nach Interesse und Zeit kann hier auf die weiteren Beispiele der verzeichneten Nord-Süd-Gegensätzen genauer eingegangen werden: Karte 103 *morgen*, Karte 97 *trinken*, Karte 115 *Verbplural*, Karte 87 *schneien* (in diesen Zusammenhang passt der folgenden Spruch: „Wie wit ufe schneit's im Kanton Bärn? Bis uf Thun, nachhär schniit's").
Geklärt werden sollten die Begriffe „Neuerung" und „Relikt", die auf S. 31–32 im Zusammenhang mit dem Nord-Süd-Gegensatz erwähnt werden. Die *o*-Lautungen sind Neuerungen, die *a*-Lautungen entsprechen dem mittelhochdeutschen Lautstand (Relikte). Interessant ist der Umstand, dass *Ààbig* in Zürich eine Neuerung darstellt. Es ist davon auszugehen, dass das als ländlich empfundene *o* durch das sozial weniger exponierte (und schriftsprachnähere) *a* verdrängt wurde (also ursprünglich *a*-, dann *o*-, dann wieder *a*-Lautung).

ad 5)
Es ist dieselbe Zweiteilung zu erwarten wie für das Wort „Abend". Alle Wörter, die im Mittelhochdeutsch den *â*-Laut aufwiesen, zeigen heute im Schweizerdeutsch einen *o*-Laut im Norden (Ausnahme Zürich) resp. einen *a*-Laut im Süden.

## DIE SCHWEIZERDEUTSCHE DIALEKTLANDSCHAFT 2

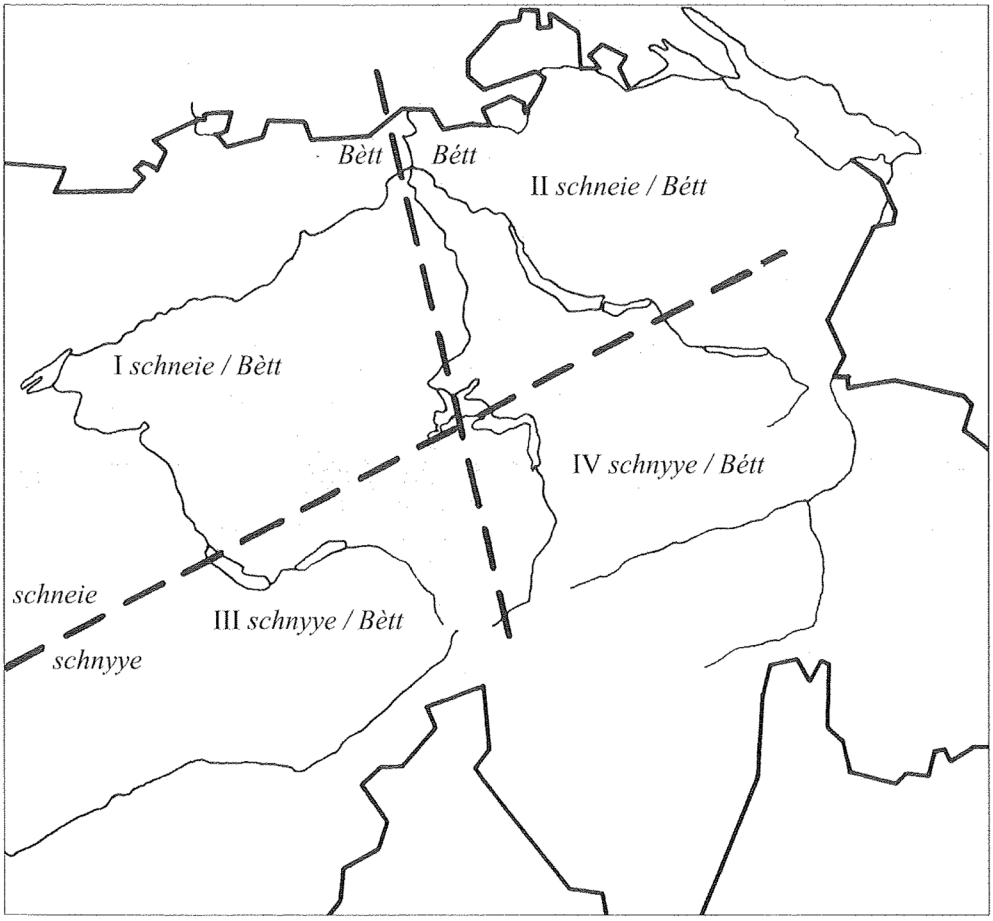
ad 2)
Es liegt eine Aufteilung in einen westlichen und einen östlichen Teil vor.

ad 3)
Es existieren verschiedene Thesen zur Entstehung dieser Sprach- und Kulturgrenze (zum Begriff Kulturgrenze siehe Text S. 32). Walter Haas schreibt dazu:

> Bedeutungsvoller für das Zustandekommen jener auffälligen Sprach- und Kulturscheide dürfte gewesen sein, dass hier immer auch politische Grenzen verlaufen sind: jene zwischen dem Mittelfränkischen und dem Ostfränkischen Reich, jene zwischen dem Königreich Hochburgund und dem Herzogtum Schwaben, endlich jene zwischen verschiedenen eidgenössischen Ständen: Über die Jahrhunderte hinweg stießen hier östlicher und westlicher Einflussbereich aufeinander, wuchsen spätere Grenzen in frühere Grenzziehungen hinein. (Walter Haas: Die viersprachige Schweiz. In: Hans Bickel, Robert Schläpfer (Hrsg.): Die viersprachige Schweiz. Aarau $^{2}$2000. S. 66f.)

ad 5)
Es handelt sich um sogenannte ‚West-Ost-Gegensätze' (siehe Karten 25 *Christkind*, 73 *mit Aschenlauge waschen*, 72 *Rückentraggefäss*, 80 *Bett* und 115 *Verbplural*).

Als Synopse kann die folgende Karte gezeigt werden, welche die faktische Vierteilung der Schweiz illustriert:




Walter Haas ([2]2000): Die viersprachige Schweiz. In: Hans Bickel, Robert Schläpfer (Hrsg.): Die viersprachige Schweiz. Aarau, S. 6

# Bezeichnungsvielfalt und Benennungsmotivik

Allen ist die Bezeichnungsvielfalt des Schweizerdeutschen in bestimmten Bereichen bekannt: Das Anfangsstück des Brotes wird beispielsweise regional unterschiedlich als *Aabiis*, *Aahau*, *Aaschnitt*, *Bödeli*, *Chappli*, *Fux*, *Gupf*, *Mürgel*, *Mutsch*, *Scheerbli*, *Zipfeli* u.v.m. bezeichnet. Die verschiedenen Bezeichnungen erklären sich meist durch unterschiedliche Benennungsmotive, also verschiedene Eigenheiten des Gegenstandes, der bezeichnet/benannt werden soll.

## Arbeitsanregungen:

1) Studieren Sie in Ihrer Gruppe die Kommentare zu folgenden Begriffen im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Den Kommentar des fett gedruckten Begriffs stellen Sie anschliessend im Plenum kurz vor. Ziel ist es, einen Einblick in die Bezeichnungsvielfalt zu geben und zusammenzutragen, wie die Eigenheiten, die zu einer Bezeichnung führen können, kategorisiert werden können.

   Gruppe 1: **Bonbon**, S. 105 und Zu wenig gesalzen, S. 111
   Gruppe 2: **Zu wenig gesalzen**, S. 111 und Papiersack, S. 117
   Gruppe 3: **Papiersack**, S. 117 und Schublade, S. 127
   Gruppe 4: **Schublade**, S. 127 und Löwenzahn, S. 141/143
   Gruppe 5: **Löwenzahn**, S. 141/143 und Kater, S. 179
   Gruppe 6: **Kater**, S. 179 und Bonbon, S. 105

2) Studieren Sie in der Einleitung dieses Arbeitsblattes die Auswahl der Bezeichnungen für **das Anfangsstück des Brotes** und ergänzen Sie die Liste mit weiteren Ausdrücken, die Sie kennen. Lassen sich Benennungsmotive erkennen? Schlagen Sie allenfalls im Schweizerischen Idiotikon (www.idiotikon.ch) nach.

3) Sie müssen folgender Erfindung einen Namen geben. Überlegen Sie sich aufgrund der oben gemachten Erkenntnisse eine passende Bezeichnung.

4) Auf welche Schwierigkeiten treffen wir, wenn wir aus heutiger Sicht Benennungsmotive rekonstruieren wollen, die in früheren Zeiten zu einem Wort geführt haben?

# Hinweise für die Lehrperson

Die ausgewählten Karten in diesem Kapitel sollen illustrieren, dass es nicht nur Nord-Süd- und West-Ost-Gegensätze gibt, sondern dass bei vielen Begriffen kleinräumigere Varianten vorkommen.

## Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)
Diese Aufgabe eignet sich gut für eine ergänzende Gruppenarbeit.
Für die Gruppenpräsentationen können die entsprechenden Karten mit dem Beamer eingeblendet werden (Gratisdownload unter www.ofv.ch/kleinersprachatlas) oder es wird entsprechend mit Kopien gearbeitet.

Benennungsmotive sind z. B.:
- Grundstoff, woraus etwas besteht
- äusseres Erscheinungsbild
- Machart
- Funktion
- Ort und Zeit des Vorkommens
- Verhaltensweisen (Lautäusserungen, geschlechtliche Tätigkeit …)
- Geringschätzung/Wertschätzung

ad 3)
Die Lernenden sollen – auch ohne das Wissen, worum es sich handelt – aufgrund von Aussehen, Material, möglichem Verwendungszweck etc. Bezeichnungen suchen.
Es handelt sich um ein Steinschloss, einen Auslösemechanismus für Vorderladerfeuerwaffen, welches mit einem Feuerstein zündet. (Wikipedia)
Bild: www.vorderlader-shop.de/Media/Shop/s462.jpg (1.5.2013)

ad 4)
Folgender Auszug aus Seebolds Etymologie illustriert das Problem:
„Nun werden aber durchaus nicht beliebige Merkmale zur Benennung verwendet, sondern nur solche, die für die Sprecher so kennzeichnend sind, daß sie bei der Erwähnung an das zu benennende denken lassen. Man findet also etwa keine Benennung des Fingerrings, die sich darauf bezieht, daß er wertvoll oder undurchsichtig ist, oder schwer, oder vom Goldschmied verfertigt und dergleichen, obwohl das alles ebenfalls zutreffende Merkmale sind. Welche Merkmale aber zur Benennung ausreichend waren, läßt sich vor allem für frühere Zeiten, aus denen wir keine unmittelbaren Quellen besitzen, nicht ohne weiteres sagen – unter Umständen hielt man sich an solche, an die wir gar nicht denken oder die wir (etwa im Fall von bestimmten Beziehungen oder Verwendungsweisen) gar nicht mehr kennen. Umgekehrt kann für uns ein Merkmal wichtig sein, das in früherer Zeit keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielte. Wir brauchen also bei der Etymologie gegliederter Wörter allgemein, besonders dringend aber bei Etymologien mit Hilfe von Rekonstruktionen, Hinweise darauf, daß das von uns vorausgesetzte Benennungsmotiv für die betreffende Zeit wirklich gültig war.“
Elmar Seebold (1981): Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. München, S. 47.

# Das Chochichästli-Orakel

Der Begriff *Orakel* stammt aus dem Lateinischen und bezeichnete ursprünglich eine Stätte, an der die Menschen ihre Götter nach Zukunftsweissagungen befragen konnten. Heute ist damit die Weissagung an und für sich gemeint. Das „Chochichästli-Orakel“ kann in diesem Sinne befragt werden und verrät den Fragenden die lokale Herkunft ihres Dialektes.

## Arbeitsanregungen:

1) Öffnen Sie die folgende Seite: http://dialects.from.ch/, folgen Sie den Anweisungen und führen Sie für sich persönlich das Orakel aus.
2) Stimmt die örtliche Zuweisung für Ihren Dialekt?
3) Wie funktioniert dieses Orakel? Stellen Sie Überlegungen an, indem Sie die entsprechenden Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* studieren: Karte 3 *nicht*, 23 *Holzsplitter*, 79 *Abend*, 101 *Hund* und 102 *folgen*.
4) Warum wurden nicht Grössen wie zum Beispiel *Reisigbündel* (Karte 77) und *Kiltgang* (Karte 78) ins Chochichästli-Orakel aufgenommen?

## Hinweise für die Lehrperson

Das Chochichästli-Orakel verrät einem die lokale Herkunft seines Dialekts, indem man für zehn Grössen (*Hand, nicht, heute, Fenster, gestern, Abend, gehorchen, Mond, jeweils* und *Holzsplitter*) jeweils eine der vorgegebenen Varianten auswählt. In wenigen Augenblicken wird aufgrund der Aussprachewerte eine Karte erstellt. Eine Farbskala zeigt, wie hoch die Übereinstimmung der gegebenen Antworten mit den verschiedenen Dialekten ist. Zudem werden Orte genannt, die mit den Angaben 100 % übereinstimmen.

Ähnlich funktioniert die *Dialäkt Äpp*, die gratis zum Download zur Verfügung steht. Sie lokalisiert den Sprecher anhand von 16 Grössen. Zudem besteht die Möglichkeit, den eigenen Dialekt aufzunehmen und sich anzuhören, wie andere Schweizer sprechen.

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 2)
Möglicherweise ist der eigene Herkunftsort nicht aufgeführt. Man kann nun unterhalb der Karte den Namen einer Ortschaft eintippen, um zu sehen, wie man dort die Wörter ausspricht. Nicht jede eingetippte Ortschaft liefert ein Resultat, weil die Analyse auf dem Material des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* basiert. Deshalb werden nur Resultate für die ihm zu Grunde liegenden Aufnahmeorte geliefert.
Die Daten des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* sind von 1939 bis 1958 erhoben worden. Möglicherweise ergeben sich aufgrund dieses zeitlichen Abstandes Abweichungen. Auch der familiäre Hintergrund (Eltern aus verschiedenen Regionen, Migration etc.) kann eine Rolle spielen, so dass die gegebenen Antworten nicht mit denjenigen des erwarteten Herkunftsortes übereinstimmen. Alles in allem funktioniert das Orakel aber gut (siehe unten).

ad 3)
Die zehn erfragten Grössen zeichnen sich dadurch aus, dass die Vorkommensareale ihrer möglichen Varianten sehr kleine gemeinsame Teilmengen ausbilden. Auf diese Weise – und unterstützt durch Wahrscheinlichkeitsrechungen – werden relativ kleinräumige Lokalisierungen möglich.
Das Orakel funktioniert deshalb so gut, weil vor allem nach Wörtern gefragt wird, die sich lautlich, d. h. in der Ausspracheart, unterscheiden. Lautliche Besonderheiten sind in der Regel weniger einem Sprachwandel unterworfen als der Wortschatz (vgl. *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, S. 29)

ad 4)
Wörter wie *Reisigbündel* (Karte 77) und *Kiltgang* (Karte 78) – und auch die damit bezeichneten Sachverhalte – sind eher veraltet und nicht mehr allen Dialektsprecherinnen und Dialektsprechern bekannt. Deshalb können sie unter Umständen nicht zugeordnet werden.

# Dialekt und ältere Sprachstufen

Was war zuerst: Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch? Dialekt oder Standardsprache?

## Arbeitsanregungen:

1) Hier sehen Sie zwei verschiedene mittelhochdeutsche Textauszüge: Der erste Text stammt aus dem Nibelungenlied, einem berühmten Heldenepos aus jener Zeit; der zweite Text ist ein Kochrezept.

| ***Nibelungenlied*** **(Beginn des 13. Jahrhunderts)** | ***das bůch von gůter spise*** **(um 1350)** |
|---|---|
| *Strophe 1009*<br>Dô brâhte man die vrouwen, dâ si in ligen vant.<br>si huop sîn schoene houbet mit ir vil wîzen hant<br>und kuste in alsô tôten, den edelen ritter guot.<br>ir vil liehten ougen von leide weinden dô bluot.<br><br>Lesehilfe: ^ = Vokal wird lange ausgesprochen; ie = i-e; ht = cht; œ = langes ö; z = s | Ein klůge spise.<br>Diz ist ein klůge spise. ein hirn sol man nemen vnd mel vnd epfele vnd eyer vnd menge daz mit wůrtzen vnd striche es an einen spiz vnd bratez schone vnd gibz hin. daz heizzet hirne gebraten. daz selbe tůt man einer lungen, die da gesoten ist.<br><br>Lesehilfe: ů= uo; sp = s-p; z = s; v = u; ie = i-e |

   a) Lesen Sie die Textauszüge und markieren Sie die Wörter, welche Sie verstehen können.
   b) Warum können Sie diese Wörter verstehen?
   c) Vergleichen Sie diese Wörter mit dem Standarddeutschen: Lassen sie sich in Gruppen einteilen? (Z. B. identisch, unterschiedliche Schreibung, unterschiedliche Lautung …)

2) Erarbeiten Sie sich mit Hilfe des Glossars des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*, was mit „Diphthongierung“ (S. 349) und „Monophthongierung“ (S. 352) gemeint ist.
   a) Welche Wörter von Aufgabe 1 lassen sich in ihrem Wandel zum Standarddeutschen mit dem Phänomen der Diphthongierung oder der Monophthongierung erklären?
   b) Wie lautet wohl der standarddeutsche Satz *Mein (neues) Haus ist gut* auf Mittelhochdeutsch und auf Alemannisch?

3) Karte 88 *Mäuse* inkl. Kommentar im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*
   a) Studieren Sie die Karte und lesen Sie den dazugehörenden Kartenkommentar aufmerksam durch.
   b) Was versteht man unter *Entrundung*?
   c) Warum haben sich die beiden Sonderlautungen „Meis“ und „Muis“ (in Nidwalden und Engelberg) wohl nicht weiterverbreitet?

4) Karte 87 *schneien* inkl. Kommentar im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*
   a) Studieren Sie die Karte und lesen Sie den dazugehörenden Kartenkommentar aufmerksam durch.
   b) Beschreiben Sie in eigenen Worten, was man unter *Hiatus-Stellung* versteht.

c) Die Grenze zwischen „schneie/schniie“ ist für die Dialekteinteilung wichtig. Welche Unterteilung wird damit vorgenommen?

d) Warum entspricht dem standarddeutschen Wort „neu“ nicht (überall in der Schweiz) „nü(w)/ni(w)“, sondern „neu“? (Siehe auch Aufgabe 2)

5) Karte 89 *Geiss* inkl. Kommentar im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*

a) Studieren Sie die Karte und lesen Sie den dazugehörenden Kartenkommentar aufmerksam durch.

b) Wie sind die zwei unterschiedlichen Schreibweisen von *Geiss* („Gäiss“, „Geiss“) zu deuten? Oder: Was versteht man unter einem *geschlossenen/offenen ei*-Diphthong?

## Hinweise für die Lehrperson

Der Fokus dieser Unterrichtseinheit liegt auf der fehlenden neuhochdeutschen Diphthongierung und Monophthongierung im Schweizerdeutschen. Dabei handelt es sich um Lautentwicklungen, die beginnend im 12. Jahrhundert die meisten deutschen Dialekte erfasst haben.
Die Lautung des Standarddeutschen, das sich ab dem hohen Mittelalter in einer Art Ausgleichsprozess zwischen den dialektal beeinflussten Schreibsprachen herausgebildet hat, basiert auf ostmitteldeutscher Lautung. Die ostmitteldeutschen Dialekte haben die neuhochdeutsche Diphthongierung und Monophthongierung mitgemacht – deshalb heisst es eben im Standarddeutschen *Haus* und *Freund*. Gleich geartete Unterschiede lassen sich anhand der (unterschiedlich durchgeführten) althochdeutschen Lautverschiebung feststellen: In mitteldeutschen Dialekten wurde *k* nur nach Vokal, nicht aber im Anlaut/nach bestimmtem Konsonant verschoben, deshalb heisst es standarddeutsch *Kuchen*, schweizerdeutsch aber *Chueche* (vgl. engl. *cake*).[1]
Zu Lautveränderungen im Allgemeinen und dem Vergleich des Schweizerdeutschen mit dem Mittelhochdeutschen siehe Einführung Laute und Formen KSDS S. 216f.

Zum Einstieg können die in der Einleitung des Arbeitsblattes formulierten Fragen thematisiert werden.

Als Abschluss bietet sich ein Auszug aus der Schnabelweidsendung vom 2.2.2012 an: Auf witzige Weise wird hier illustriert, dass die nicht durchgeführte Mono- resp. Diphthongierung ein Problem für Deutsche darstellt. Judith Stadlin, ausgebildete Theaterfrau, Autorin und Leiterin der Lesebühne „Satz und Pfeffer“ in Zug, lässt ihre Figur Gerda Muriella Stierli-Fischli den deutschen Landsleuten das Schweizerdeutsche erklären. Gerda kommt (nach Beispielen zur fehlenden Mono- und Diphthongierung, dem typischen *-li* und *ch-*) zum Fazit: „Ja, Schwiezerdütsch isch iifach!“
(http://www.srf.ch/sendungen/schnabelweid/dialaektrassismus-mit-dr-judith-stadlin; [44:18 – 49:31])

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1a)
Übersetzung der Texte:

| ***Nibelungenlied* (Beginn des 13. Jahrhunderts)** | ***das bůch von gůter spise* (um 1350)** |
|---|---|
| *Strophe 1009*<br>Da brachte man die Frau (Sg.), wo sie ihn liegen fand. Sie erhob sein schönes Angesicht mit ihrer ganz weissen Hand und küsste ihn, so tot er vor ihr lag, den edlen Ritter gut. Ihre sehr hellen Augen weinten vor Leid Blut | Eine kluge Speise<br>Dies ist eine kluge Speise. Man soll ein Hirn nehmen und Mehl und Äpfel und Eier und das mit Gewürzen mischen und man streiche es auf einen Bratspiess und brate es gut durch und serviere es. Das heisst gebratenes Hirn. Dasselbe macht man mit einer Lunge, die gekocht wurde. |

[1] Eine Ausnahme bilden hier die Stadt Basel, das Churer Rheintal sowie Teile des St. Galler Rheintals.

ad 1b)
Den Lernenden wird auffallen, dass einige Wörter der mittelhochdeutschen Texte ihrem Dialekt nahe sind – näher als dem Standarddeutschen. Alemannisch und Mittelhochdeutsch haben teilweise dieselbe Lautung, Standarddeutsch nicht. Demzufolge ist die Frage in der Einleitung des Arbeitsblattes folgendermassen zu beantworten: Unser Dialekt entspricht in Bezug auf ausgewählte Merkmale einer älteren Sprachstufe des Deutschen als die Standardsprache.
(Den Altertümlichkeiten stehen aber auch Neuerungen gegenüber. Vgl. dazu S. 31f. KSDS „Das Erscheinungsbild schweizerischer Dialekte".)

ad 1c)
Mögliche Einteilung einiger Wörter:

| **identisch** | **Orthografie** | **Lautung (fehlende Diphthongierung)** | **Lautung (fehlende Monophthongierung)** |
|---|---|---|---|
| man | vrouwen | sîn | guot |
| ritter | schoene | wîzen | bluot |
| | hant | spise | buoch |
| | ougen | striche | guoter |
| | | | kluoge |
| | | | tuot |
| | | | (die) |

ad 2a)
**(Früh-)Neuhochdeutsche Diphthongierung**

| | | |
|---|---|---|
| mhd. *mîn* | > (f)nhd. *mein* | [i:] > ei |
| mhd. *niuwez* | > (f)nhd. *neues* | [y:] > eu |
| mhd. *hûs* | > (f)nhd. *Haus* | [u:] > au |

- Die nhd. Diphthongierung beginnt im frühen Mittelhochdeutsch (12. Jh.) in Bayern.
- Im 14. Jh. erreicht sie bereits die meisten ober- und mitteldeutschen Gebiete.
- Das Alemannische (und ebenfalls das Niederdeutsche) bewahrt die alten Langvokale (vgl. CHdt. *uf Schwizerdütsch*).

**Neuhochdeutsche Monophthongierung**

| | | |
|---|---|---|
| mhd. *liebe* | > fnhd. *liebe* | ie > [i:] |
| mhd. *guote* | > fnhd. *gute* | uo > [ū:] |
| mhd. *brüeder* | > fnhd. *brüder* | üe > [y:] |

- Die neuhochdeutsche Monophthongierung beginnt im 11.–12. Jh. in Mitteldeutschland.
- Bairisch und Alemannisch sind nicht betroffen.

– In der Schrift ist *ie* bewahrt (wird neuhochdeutsch auch unetymologisch als Längezeichen verwendet).

ad 2b)
*Hinweis: Konsonanten nicht beachten*
min (niuwes) hus ist guot / Mis (neue) Hus isch guet

ad 3b)
vgl. auch KSDS Glossar, S. 349

ad 3c)
nur in ganz kleinem Gebiet ohne grössere Ausstrahlung; „Muis“ zudem im umgebenden Gebiet die Singularform.

ad 4b)
vgl. zum Hiat auch KSDS Glossar, S. 350

ad 4c)
Diese Isoglosse unterteilt das Alemannische in Hoch- und Höchstalemannisch.

ad 4d)
Vokal steht im Wortende => ähnliche Verhältnisse wie bei *schneie* (resp. wenn eine Flexionsendung dazukommt, entsteht ein Hiatus)

ad 5b)
vgl. auch die Einführung im KSDS zu den Lauten und Formen (S. 216–218)

# Sprachwandel in der Grammatik

## Arbeitsanregungen:

1) Pluralformen in verschiedenen Sprachen
   a) Setzen Sie das Verb *lachen* in die 1., 2. und 3. Person Plural – in Ihrem Dialekt!

   b) Tun Sie dasselbe auf Englisch!

   c) Und auf Französisch!

   d) Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Endungen lassen sich feststellen? Vergleichen Sie die dialektale Variante auch mit derjenigen Ihrer Klassenkameradinnen und Klassenkameraden!

2) Studieren Sie die Karte 115 *Endungen der Verbformen* im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* aufmerksam und beschreiben Sie, wie sich die verschiedenen Verbformen geografisch verteilen.

3) Welche Vorteile bringt es mit sich, wenn der Plural nur noch ein- statt dreiförmig ist? Halten Sie Ihre Überlegungen schriftlich fest und vergleichen Sie sie mit den Angaben zum grammatischen Sprachwandel im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 217 (2. Spalte Mitte und 3. Spalte).

## Hinweise für die Lehrperson

Als Einstieg kann ein Klassengespräch zum Thema Sprachwandel geführt werden: Welche Veränderungen in der Sprache (Hochdeutsch oder Schweizerdeutsch) fallen den Lernenden auf? Auf welchen Ebenen finden diese Veränderungen statt?

- Wortschatz: veraltete Wörter/ Neuschöpfungen wegen technischer Entwicklungen (siehe Kapitel V.I. „Wörter sind Teil unserer Geschichte“ oder Kapitel V.II. „Vergleich KSDS und Online-Umfrage“); Jugendsprache
- Lautung: Monophthongierung, Diphthongierung (siehe Kapitel IV.I. „Dialekt und ältere Sprachstufen“)
- Orthografie: Schreibung der Umlaute (siehe Kapitel IV.I. „Dialekt und ältere Sprachstufen“)
- Grammatik: Verbformen: *backte* statt *buk*, starke vs. schwache Konjugation

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)
Fazit: Es gibt offensichtlich einheitliche Pluralformen, aber auch zwei- oder dreiförmige Pluralformen.
In der Schweiz existieren heute alle drei Varianten nebeneinander.

| **(Östliches Schweizerdeutsch)** | **(Westliches Schweizerdeutsch)** | **(Südliches Schweizerdeutsch)** |
|---|---|---|
| mir lached/lachid | mir lache | wir lache |
| ir lached/lachid | ir lached/lachid | ir lachet |
| si lached/lachid | si lache | schi lachunt |

ad 2)
Für die Sekundarstufe I ist der Kommentar zur Karte 115 eher anspruchsvoll. Als Alternative bietet sich hier ein Kurzvortrag der Lehrperson an.

Sowohl ein West-Ost-Gegensatz (mehrförmig vs. einförmig) als auch ein Nord-Süd-Gegensatz (dreiförmig vs. zwei-/einförmig) fallen auf.
Eine Ausnahme zu dieser geografischen Verteilung bilden die Bündner Walsergebiete (zur Erklärung siehe Kästchen „Walsersiedlungen“ KSDS S. 20). Die Thematisierung der Walserorte bietet sich als Exkurs bei der Besprechung dieser Aufgabe oder auch als weiterführendes Thema am Ende dieses Kapitels an.

Heute existieren in der Schweiz alle drei Varianten nebeneinander. Früher war das nicht so. Im Althochdeutschen kannte man einen dreiförmigen Plural, wie er heute noch im grössten Teil des Wallis vorhanden ist. Dieser dreiförmige Plural hat sich dann in verschiedenen Gegenden unterschiedlich verändert:

Im östlichen Schweizerdeutschen nahm in einem ersten Schritt die 2. Person Plural die Endung der 3. an (heute nur noch in der Gegend von Lungern anzutreffen), dann die 1. die der 2., und so entstand der einheitliche Plural.

Entstehung einheitlicher Plural

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Pers. Pl. | Endung -x | Endung -x | Endung -z |
| 2. Pers. Pl. | Endung -y | Endung -z | Endung -z |
| 3. Pers. Pl. | Endung -z | Endung -z | Endung -z |

(zusätzlich Ausfall des *-n-*: *-ent* >*-et*)

Bei der Entstehung des zweiförmigen Plurals, heute im westlichen Schweizerdeutschen verwendet, geht man davon aus, dass sich die 3. Person der 1. Person angeglichen hat:

Entstehung zweiförmiger Plural

| | | |
|---|---|---|
| 1. Pers. Pl. | Endung -x | Endung -x |
| 2. Pers. Pl. | Endung -y | Endung -y |
| 3. Pers. Pl. | Endung -z | Endung -x |

(zusätzlich Wegfall des *-n*)

ad 3)
Gründe für Sprachwandel: Vereinfachung, Sprachökonomie (Person und Numerus werden im Subjekt ausgedrückt, eine spezielle Endung ist nicht nötig)

# Wörter sind Teil unserer Geschichte

Von 1954 bis 1959 wurden begleitend zum *Sprachatlas der deutschen Schweiz* Tonaufnahmen erstellt. Im nachfolgenden Ausschnitt erzählt Theodor Schmid aus Schüpfheim (LU), wie früher die Getreideernte vonstattengegangen ist.

Ds Äärne isch eini vo der wichtigschten Aarbete, wo üf em Puurehoof voorchunt. Wi mer das früecher gmacht het und wi mers hüt macht, wett ech churz verzewwe. Wenn ds Tou abgsy isch, het mer d Sägese üf e Puggu gnoo und isch üf ds Fäwd use. De het mer schööni äxakti Madli gmäit und jaa gluegt, ass ekes Ääri gschänt woorden isch.
Die Madli het mer vo Hand noagleit, und wenns öppe het wöwwe cho tonnere, am glyche Taag scho mit em Räche oder mit de Gable gkeert und ghüüffelet. So vier bis füüf Äärfili hei de zunere schööne Gaarbe --- sy zunere schööne Gaarbe punde woorde und de het de Puur der Schnägge und ds Ross gnoo und die uufglade und i d Schüür gfüert. Am Gaarbeschtock het das Züüg müesse waarte, bis öppen im Voorwinter einisch d Tröschmaschine vürechoo isch und mer Taaschete gmacht het und das Züüg vorewägg tröschet het. Zum sääje, auso scho im Herbscht, het mer aber müesse der Pflegu fürenää und vom schöönschte Choorn het mer de gnoo und wider im glyche Herbscht gsäit.

## Arbeitsanregungen:

1) Unterstreichen Sie Wörter und Ausdrücke, die nicht in Ihrem aktiven Sprachgebrauch sind. Kennen Sie die Bedeutung trotzdem oder können Sie sich vorstellen, was die Wörter resp. Ausdrücke bedeuten?

2) Suchen Sie im Text das Pendant:
   - Arm voll (Verkleinerungsform)
   - beschädigt (geschändet)
   - Dinkel
   - Gesamtheit der in einem besonderen Teil der Scheune eingelagerten Getreidegarben
   - Haufen von circa 30 Garben
   - Schwaden (abgemähtes, in einer Reihe liegendes Gras oder Getreide)
   - Transportgefährt für Getreide, Heu: vorne Kufen, hinten Räder
   - von Hand ausgebreitet

3) Weshalb ist der Text repräsentativ für Wortschatzwandel?

4) Informieren Sie sich im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* auf S. 40–42 und mit dem Artikel von Christian Schmid „Weli gits no?“ („Kleiner Bund“, 12. Juli 2008) zum Wortschatzwandel. Welche Bereiche sind davon besonders betroffen?

5) Stöbern Sie in den alten Zeiten: Wählen Sie eine Karte aus dem Bereich „Vergangene Lebenswelten und Bezeichnungen“ (Karten 70–78) aus und präsentieren Sie sie kurz der Klasse. Legen Sie dabei den Fokus auf den volkstümlichen resp. sachkundlichen Aspekt.

6) Kennen Ihre Eltern oder Grosseltern diese Produkte, Arbeitsvorgänge, Gegenstände und Bräuche noch? Mit welchem Wort bezeichnen sie sie? Fragen Sie nach!

7) In welchen Bereichen unseres täglichen Lebens nimmt das Englische Einfluss?

8) Lesen Sie die folgende Kolumne von Sönke Krüger und diskutieren Sie die angesprochenen Punkte. Sind Sie derselben Meinung? Ist die Anglizismendebatte für das Schweizerdeutsche von gleicher Bedeutung?

Die Welt, 28.01.2008

**Kolumne „Wortgefecht“**

# Es gibt auch „gute“ Anglizismen

***Von Sönke Krüger***

Acht von zehn Anglizismen sind überflüssig, sagt der Verein Deutsche Sprache. Aber was ist mit den restlichen 20 Prozent? Sie sind wichtig für die deutsche Sprache, weil sie Wortlücken schließen oder Dinge ausdrücken, die man mit deutschen Begriffen nicht ohne weiteres sagen kann.

Normalerweise meckere ich an dieser Stelle gern über Anglizismen. Aus gutem Grund: Meist sind sie überflüssig, nämlich immer dann, wenn sie ein deckungsgleiches deutsches Wort verdrängen. So wie *Highlight* oder *Airline* – treffender wären Höhepunkt beziehungsweise Fluggesellschaft. Der Verein Deutsche Sprache geht von einer 80-Prozent-Quote aus, soll heißen: Acht von zehn Anglizismen sind entbehrlich.

Über die Quote kann man streiten. Bemerkenswert ist aber, dass sogar die Sprachvereinswächter damit immerhin 20 Prozent der Anglizismen gutheißen. Um genau diese „guten“ Anglizismen geht es hier. Sie sind wichtig, weil sie die deutsche Sprache bereichern, weil sie Wortlücken schließen, weil sie mit einem Wort treffend etwas bezeichnen, wofür man auf Deutsch einen umständlichen, unangemessen langen Satz bräuchte. So kann man im Imbiss natürlich auf Deutsch „ein aufgeschnittenes weiches, mit gebratenem Hackfleisch, Zwiebeln, Gurken, Ketchup und Mayonnaise belegtes Brötchen“ bestellen – einfacher, verständlicher und besser ist aber der Anglizismus *Hamburger*.

Würden Sie im Textilgeschäft eine „saloppe Nietenhose aus Baumwollstoff“ verlangen, nur um den Anglizismus *Jeans* zu vermeiden? Hoffentlich nicht. Wo rufen Sie an, wenn Sie schnell Hilfe brauchen oder etwas bestellen wollen? Beim „Telefonanschluss für raschen Service“ (wie es der „Fremdwörter-Duden“ allen Ernstes vorschlägt) oder bei der *Hotline*? Und was tun Sie, wenn Sie „im Internet mit einer Suchmaschine einen bestimmten Begriff recherchieren“? Richtig, Sie *googeln*.

## Wichtig ist, dass der Leser nicht stolpert

Dass das Wort *Internet* auch ein Anglizismus ist, sei hier nur am Rande erwähnt, denn darüber stolpert kaum noch jemand, genauso wenig wie über die Begriffe *Computer, Interview, Design* oder *Last-Minute-Flug*. Ganz zu schweigen von *Training* und *Job*, *sexy* und *Online-Shop*, auch wenn der Verein Deutsche Sprache für letztgenannten Anglizismus die deutsche Alternative „Netzkiosk“ vorschlägt. Das ist, bei aller Liebe für die Sprache, über das Ziel hinaus geschossen, denn dieser Kunstbegriff verwirrt und ist alles andere als geläufig.

Was wiederum nicht heißt, dass Eindeutschungen englischer Vokabeln generell töricht sind. Wichtig ist, dass der Leser nicht stolpert. Unsere Ahnen beherrschten diese Technik ziemlich gut, indem sie aus „cake“ *Keks*, aus „cokes“ *Koks*, aus „strike“ *Streik*, aus „fashionable“ *fesch*, aus „shawl“ *Schal* und aus „cheque“ *Scheck* machten. Mal sehen, wie lange es dauert, bis auch der „Duden“ diese Strategie *kuhl* findet.

Der Kleine Bund, 12.07.2008

# Weli gits no?

***Von Christian Schmid***

Auui, won e chli uf daas lose, wo si säge, meerke hüt, das i irer Mundaart Wörter verschwinden u nöiji derzue chöme. Das isch nüüt Nöis u nüüt, won is psungerbaar chlüpfig mues mache. Es geit hüt eifach schnäuuer weder o scho. Mir bruuche viu Wörter nöi oder nümm, wiu d Wäut angersch wiirt. Mir verschteuue se geng mee mit Sache. Hinger dene Sache gsee u gschpüren u schmöcke mer se fasch gaar nümm, u drum verschtö mer se chuum mee, wiirtschafte se z Hudus u z Fätze.

Viiu vo dene Sache hets no nid ggää, wo di Eutere von is si jung gsii. We mer über di nöie Sachen u ds Umgaa mit ne rede, mache mers meischtens mit Wörter us em Schriftdütschen oder Änglische. Säuten erfinge mer eigeti wi *töggele*, *inetöggele* (schriben uf dr Kompjuuter-Taschtatuur), *aalüte* (mit em Telefoon) oder *Chätschgumi*.

## Wörter gö verloore

Viiu Wörter verschwinde, wiu auti Sache verschwinden u daas, wo me mit ne het gmacht. Hänkti me nume Wörter us dr Purewäut anenang, wo vor füfzg Jaar no si gang u gääb gsii u me hüt säute bis nümme bruucht, chönnt men äuuä mee weder ei Kolumne füuue vo *Bindboum* u *Bindemääier* über *Goon* u *Röndle* bis zu *Zuehänder* u *Zügbock*.

Derzue chöme no d Wörter us au dene Handwäärch, Moden u Mödeli, wos nümm git. Mir bruuche Wörter äbe füraa, das mer über daas chöi rede, wo isch, ooni lang z überlege, nid das mer Autem chöi nachegränne. Drum lö mer di Wörter haut la gaa, mängisch ugäärn, wiu sin is aaheimele. Si si äben e Teeu vo üüs.

Angeri Wörter verschwinde, wiu sin is nümm passen oder gfauue oder wiu sin is zweeni nobu sii, zum Bischpiiu *Bäändler*, *Fabriggler*, *Frölein*, *Chnächt*, *bvogte*, *sä*. Wider angeri bruuche mer nümm, wiu si eifach us dr Mode chömen u vo angernen uf d Site trückt wäärde: *Camion* vo *Laschtwage*, *Guggumere* vo *Guurke*, *Mannequin* vo *Model*, *lääss* oder *läässig* vo *toll* oder *geil*. Mängisch hets daa dermit z tüe, das mit nöie Produkt di schriftdütsche Wörter ichetrücke. Miir auui säge *suuri Guurke*, *Kafiraam* u *Chrüterbutter*, mir sägen o *Chüeuschrank* u *Männerchoor*, trotzdäm das mer em *Schrank* süsch *Schaft* sägen u de *Männer Manne*.

NZZ am Sonntag, 10.08.2008

# Von Ärdöpfel bis Zückerli

**Das Mundartwörterbuch Idiotikon beschäftigt Dialektologen seit bald 150 Jahren. In 10 Jahren schliessen sie den Buchstaben Z ab, und dann wird alles wieder von vorne anfangen.** ***Von Geneviève Lüscher***

Wörter kommen und gehen. Wer hat nicht schon einmal bedauert, dass ein vertrautes Dialektwort nicht mehr benutzt wird? Und wer hat sich nicht schon gefragt, woher denn diese oder jene Bezeichnung wohl herkommt, wie „huere", „Grittibänz" oder „Gopferteckel"? Auskunft auf solche Fragen gibt das Nationalwörterbuch Idiotikon. Seit 150 Jahren ist es in Arbeit. „In 10 Jahren werden wir fertig sein", verspricht Chefredaktor Hans-Peter Schifferle. Dann wollen er und sein Team endlich den Buchstaben Z erreichen.

Begonnen wurde das Wörterbuch im 19. Jahrhundert, einer Epoche rasanter technischer und sozialer Umwälzungen und einer Zeit verstärkten schweizerischen Nationalbewusstseins. Damals wurde ein unwiederbringlicher Verlust der sprachlichen Vielfalt befürchtet. Da half nur das eifrige Sammeln von Wörtern. 1862 machten sich einige Unerschrockene an die Arbeit. Der zunächst kleine Mitarbeiterstab wuchs schliesslich auf 400 freiwillige Mitarbeiter an: Lehrer, Pfarrer, Beamte, Bauern und Handwerker.

Heute arbeitet auf der unabhängigen Redaktion des „Schweizerdeutschen Wörterbuchs" in Zürich ein halbes Dutzend Redaktoren, allesamt Germanisten. Finanziert wird das Projekt in erster Linie durch Gelder der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Die Forscher sortieren und bearbeiten das gesammelte Material und integrieren – mindestens für die letzten Buchstaben des Alphabets – auch Wörter, die neu in Gebrauch sind (zum Beispiel „tschegge", „Tschiins").

1999 erschien mit dem Buchstaben W der vorerst letzte von 15 Bänden. Das Gesamtwerk wird schliesslich 17 Bände umfassen. Mit bis jetzt schon über 150 000 Stichwörtern ist es das grösste Nationalwörterbuch der deutschen Sprache überhaupt.

Inzwischen hat jede Landessprache der Schweiz ihr eigenes Wörterbuch: das Idiotikon, das Glossaire, das Vocabolario und das Dicziunari. Ihre Aufgabe ist es, den Wortschatz in der jeweiligen Sprache, wie er in mündlichen und schriftlichen Quellen zu finden ist, systematisch zu sammeln, zu sortieren, zu erklären und schliesslich zu publizieren. Das Idiotikon ist von den vieren das älteste. Seine Bezeichnung geht auf das griechische ídios für „eigen" oder „eigentümlich" zurück. Die Wortschöpfung meint wörtlich ein „Verzeichnis der einer bestimmten Mundart eigenen Besonderheiten".

## Unbekannte Wörter

Das Schweizerische Idiotikon dokumentiert die deutsche Sprache in der Schweiz vom Spätmittelalter bis ins 21. Jahrhundert, also nicht nur die heutige Mundart, sondern auch ältere Sprachformen, mithin Wörter, die längst nicht mehr gebraucht werden. „Etwa 70 Prozent aller Wörter unserer Sammlung sind nicht mehr allgemein bekannt", erläutert Chefredaktor Schifferle.

Das Idiotikon dient in erster Linie als Arbeitsinstrument und Nachschlagewerk für Sprachwissenschafter. Aber nicht nur. Es ist auch eine kulturwissenschaftliche Quelle ersten Ranges, denn es hilft bei der Erschliessung sozial-, rechts-, medizin- und naturhistorischer Texte ebenso wie literarischer und theologischer Werke. Es dokumentiert die materielle Kultur und die Mentalitätsgeschichte längst vergangener Zeiten. Nur mit seiner Hilfe können

alte Texte heute überhaupt noch verstanden werden. Das Idiotikon sei, wie Bruno Moretti, Präsident der Kommission Nationale Wörterbücher, schreibt, „eine Enzyklopädie der populären Kultur der Schweiz“. Es ist damit über seine ursprüngliche Aufgabe – das Bewahren des sprachlichen Erbes – weit hinausgewachsen.

### Eine Anfrage pro Tag

Aber das Idiotikon hat auch Defizite. Es steht zwar in den grösseren öffentlichen Bibliotheken allen zur Verfügung, die einen Blick hineinwerfen wollen. Aber nicht nur für die an unserer Sprache interessierten Laien, sondern sogar für Fachleute stellt die ungewohnte Struktur des Wörterbuchs eine fast unüberwindliche Hürde dar. Die Wörter sind nicht rein alphabetisch geordnet, sondern nach der im 19. Jahrhundert modernen sogenannten „Schmellerschen“ Methode, die für Nichteingeweihte ziemlich undurchsichtig ist: Die Wortreihenfolge ist bestimmt durch das Konsonantengerüst der Stammsilbe, dann erst durch die Vokale.

Der schwierige Zugriff steht einer breiteren Nutzung des Werks im Weg. Dass das Interesse gross wäre, zeigt der Erfolg der beiden Radiosendungen „Schnabelweid“ und „Mailbox“ von Radio DRS 1. Beide Rubriken wären ohne das Idiotikon nicht möglich, sagt Radioredaktor Christian Schmid. Aber auch Private wenden sich an die Redaktion des Idiotikons. „Wir erhalten durchschnittlich eine Anfrage pro Tag“, sagt Schifferle, meistens gehe es um die Herkunft und Bedeutung eines Wortes sowie um Namenkunde, also Familien-, Orts- oder Flurnamen.

### Digitale Version

Wie geht es mit dem Idiotikon weiter, wenn in rund zehn Jahren der letzte Buchstabe des Alphabets erreicht sein wird? „Die Beschäftigung mit dem Wortschatz kennt keinen Abschluss“, schreibt der Freiburger Germanist Walter Haas, „es sei denn, die Sprache, die sie beschreibt, sei tot.“ Zum Leben der Sprache gehören alle Wörter, diejenigen, die gehen, jene, die bleiben, und auch die, die kommen. Das Idiotikon habe aber den heutigen Besonderheiten der Sprache nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. „Ein Wörterbuch kommt ständig zu spät“, erklärt Haas, und deshalb sei ein Buch wohl nicht das beste Medium. Gefordert werden von wissenschaftlicher Seite einerseits eine kompaktere Handversion des Idiotikons sowie die Digitalisierung des Inhalts andererseits.

„Es ist klar, dass wir nach dem Z wieder mit dem A beginnen werden“, sagt Schifferle. Dann werde die Ordnungsstruktur sicher eine andere sein. Auch sei klar, dass das Idiotikon früher oder später im Internet verfügbar sein müsse; erste Schritte in diese Richtung seien bereits getan, beispielsweise mit einem elektronischen Register. „Aber unser Fokus liegt auf der Fertigstellung der Print-Version.“ Für eine kompakte Handausgabe in Buchform liege bereits ein Grobkonzept vor, den konkreten Arbeitsbeginn für eine solches „Idiotikon light“ sieht er aber erst in zwei bis drei Jahren.

### Schweizer Wortgeschichten

Der Grittibänz wurde erst im 20. Jahrhundert ein Zürcher

- Das Wort Grittibänz ist zusammengesetzt aus einer Ableitung des Verbs grit(t)e, das „die Beine spreizen“ bedeutet, und Benz, einer Kurzform von Benedikt und Bernhard. Die Bezeichnung war im 19. Jahrhundert erst in den Regionen Bern, Solothurn, Luzern und Schwyz zu belegen. Im Zürichdeutschen ist sie erst seit dem 20. Jahrhundert bekannt. Das traditionelle Wort in den Kantonen Zürich, Schaffhausen und Thurgau war Elggermaa. Im

Luzernischen und Solothurnischen kannte man das Gebäck auch unter dem Namen Hansel(i)maa.

– Allpott setzt sich zusammen aus alle und Gebote. Eine der vielen Bedeutungen des Mundartworts „Bott“ ist die eines gerichtliches Zahlungsbefehls im Betreibungsverfahren. Wenn man früher „es Bott“ bekam, geschah dies gewöhnlich auf drei vierzehntäglich aufeinander folgende Termine hin. Allpott geht wohl von dieser Verwendung aus; es wird für Vorgänge gebraucht, die sich in kurzen Abständen wiederholen.

– Das unter Jugendlichen wieder neu entdeckte huere (im Sinne von „extrem“ oder auch uuhuere mit einem verstärkenden Präfix uu-) geht sicher auf Huer zurück. Dieses Wort ist die schweizerdeutsche Form des allen germanischen Sprachen gemeinsamen Wortes für Prostituierte, das mit dem Lateinischen carus (begehrt, lieb, teuer) urverwandt ist. Wie anderes negativ Bewertetes fungiert es als Schimpfwort und wird sinnentleert als reine Verstärkung vor Substantiven und Adjektiven verwendet. Ähnliche Entwicklungen sind vielfältig belegt. Wer denkt schon bei der Verwendung von choge guet oder cheibe schöön, dass im ersten Teil des Wortes alte Bezeichnungen für Tierkadaver (Cheib, Chog) stecken. Selbst das hochdeutsche „sehr“ bedeutete einst wund, verwundet, blutend, krank. Die beim häufigen Gebrauch von Verstärkungswörtern sich einstellende Abschwächung der eigentlichen Bedeutung ist auch der Grund dafür, dass solche Ausdrücke rasch an Kraft verlieren und dass immer wieder neue (oder rezyklierte) und regional variierende an ihre Stelle treten (vergleiche etwa schampar aus schand-bar = schändlich, schüüli aus schüchlich = abscheulich, rüüdig = mit Räude behaftet).

– Der Ausgangspunkt von Gopf liegt bei der verbreiteten Fluchformel Gott-verdammmi(ch). Durch Angleichung von t und v ergibt sich mundartlich Gopfertam(m)i. Bei Flüchen mit blasphemischem Charakter besteht die Tendenz, den religiösen Ursprung zu verstecken und den Ausdruck umzuformen. So ergeben sich in diesem Beispiel etwa Gopfertoori, Gopferteckel, Gopfridstutz. Eine weitere Stufe der Umbildung besteht sodann im Weglassen der ersten Silbe, Vertéli, Vertoori, oder des zweiten Teils der Fügung, Gopf.

## Hinweise für die Lehrperson

Die Aufnahme findet sich im Ordner „Tondateien“.

Als Einstieg in die Unterrichtslektion können Beispiele von Ausdrücken gesammelt werden, welche die Urgrosseltern der Lernenden heute nicht mehr verstehen würden. Der Fokus wird darauf gelegt, dass die Veränderung der Lebenswelt unweigerlich Einfluss auf unsere Sprache hat (neue Erfindungen müssen benannt werden). Umgekehrt kann davon ausgegangen werden, dass auch die Lernenden einige der von den Urgrosseltern verwendeten Ausdrücke nicht mehr kennen (Gegenstände, die wir nicht mehr verwenden, müssen auch nicht mehr benannt werden, die entsprechenden Bezeichnungen gehen verloren).
Ergänzend kann der Artikel zum Schweizerischen Idiotikon („Von Ärdöpfel bis Zückerli“) gelesen werden. Das Wörterbuch kann online konsultiert werden (www.idiotikon.ch).

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)
Menschen besitzen auch ein passives Wissen („Meine Grossmutter sagte jeweils xy, ich aber sage das nicht mehr“), auch lassen sich natürlich Wörter und Ausdrücke aus dem Kontext heraus verstehen.

ad 2)

| | |
|---|---|
| Arm voll (Verkleinerungsform) | Äärfili Z. 8 |
| beschädigt (geschändet) | Gschänt Z.4 |
| Dinkel | Choorn Z. 13 |
| Gesamtheit der in einem besonderen Teil der Scheune eingelagerten Getreidegarben | Gaarbeschtock Z. 10 |
| Haufen von circa 30 Garben | Taaschete Z. 12 |
| Schwaden (abgemähtes, in einer Reihe liegendes Gras oder Getreide) | Madli Z. 4 |
| Transportgefährt für Getreide, Heu: vorne Kufen, hinten Räder | Schnägge Z. 9 |
| von Hand ausgebreitet | vo Hand noagleit Z. 6 |

ad 3)
Gerade im Landwirtschaftsbereich hat der Wandel in der Produktionsweise einen grossen Einfluss auf den Wortschatz: Wo wird z. B. noch von Hand Getreide geerntet? Eine Folge davon ist der Verlust der entsprechenden Gerätschaften und Bezeichnungen.

ad 7)
z. B. IT-Bereich, Wirtschaft, Popmusik

# Vergleich *Kleiner Sprachatlas* und Online-Umfrage

Der Wortschatz des Schweizerdeutschen wurde Mitte des 20. Jahrhunderts im Rahmen des Projekts „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (SDS) erfasst. Die Ergebnisse sind in einem mehrbändigen Werk mit demselben Titel veröffentlicht. Die Karten des SDS dienten als Grundlage für die Erstellung der farbigen Flächenkarten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (siehe dazu S. 235).
Seit besagter Befragung haben sich die schweizerdeutschen Dialekte weiterentwickelt, besonders der Wortschatz hat sich dabei zum Teil stark verändert. Eine Online-Umfrage im Jahr 2008 hat anhand von 18 Begriffen allfällige Veränderungen gegenüber dem SDS erfasst und dokumentiert. An dieser Umfrage, die im Internet allen Interessierten zugänglich war, haben über 14’000 Personen teilgenommen. Eine erste Auswertung ist auf der Homepage des Deutschen Seminars Zürich veröffentlicht (vgl. http://www.ds.uzh.ch/Forschung/Projekte/Schweizer_Dialekte/ [1.5.2013]). Auch wenn sich die Erhebungsmethoden der beiden Befragungen beträchtlich unterscheiden, lassen sich doch gewisse Tendenzen im Wortschatzwandel erkennen.

Wie funktionierte die Online-Befragung?
Wer an der Online-Umfrage 2008 mitmachen wollte, musste zuerst angeben, für die Mundart welcher Gemeinde seine Angaben gelten. Für jeden abgefragten Begriff wurde eine Auswahl von Bezeichnungen aufgelistet, die dem SDS entnommen worden waren. War eine Variante in der eigenen Mundart bekannt, konnte man sie anklicken. Es bestand die Möglichkeit, mehrere Bezeichnungen anzukreuzen sowie andere Varianten anzugeben.
Nach der Bezeichnung für die Butter wurde folgendermassen gefragt:

*Wie sagen Sie im Alltag der Butter?*
☐ *Anke*
☐ *Aache*
☐ *(süess) Schmalz*
☐ *Butter*
☐ *Weiss nicht*
☐ *Anders, nämlich:* _____

Am Schluss der Befragung wurden die Teilnehmenden aufgefordert, einige Angaben zu ihrer Person zu machen:

*Um die Umfrage auswerten zu können, benötigen wir noch einige zusätzliche Angaben über Ihre Person. Diese dienen ausschliesslich dem Zweck der wissenschaftlichen Untersuchung.*

*Geschlecht* ☐ *weiblich* ☐ *männlich* *Jahrgang* _____

*Ausbildung*
☐ *obligatorische Schulzeit*
☐ *Berufslehre*
☐ *Matur*
☐ *Hochschule/Universität*

*Wohnen Sie an dem Ort, für den Sie die Angaben gemacht haben?*
☐ *Ja, seit (z. B. 1998):* _____ ☐ *Nein, nicht mehr seit (z. B. 1998):*_____

*Sind Ihre Mutter oder Ihr Vater dort oder in der näheren Umgebung aufgewachsen?*
☐ *ja, Vater und Mutter* ☐ *ja, Vater* ☐ *ja, Mutter* ☐ *nein*

## Auftrag Gruppenarbeit

1) Arbeiten Sie die methodischen Unterschiede der beiden Befragungen heraus. Welche Vor- und Nachteile hat eine Online-Umfrage im Hinblick auf eine Befragung, die von einem Wissenschaftler vor Ort durchgeführt wird? Lesen Sie zur Erhebungsmethode des *Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Informationen auf S. 235.

2) Wozu wurden von den teilnehmenden Personen der Online-Umfrage Sozialdaten erhoben? Und weshalb gerade diese?

3) Wählen Sie eines der folgenden Kartenthemen aus und vergleichen Sie die Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* mit den Antworten der Online-Umfrage. Für eine Übersicht, zu welchem Ort die 14'000 Teilnehmenden ihre Antwort gegeben haben, schauen Sie sich am besten die Karte „Röschti" an.
   - stupfen/antippen (Karte 9)
   - Schluckauf (Karte 20)
   - Bonbon (Karte 30)
   - Papiersack (Karte 36)
   - Pfütze (Karte 67)

   a) Welche Varianten, die Sie auf der Karte des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* sehen, finden Sie bei der Online-Umfrage wieder? Beachten Sie nicht nur die kartierten Varianten, sondern auch solche, die aufgrund ihres geringen Vorkommens nur in Listenform aufgeführt werden.

   b) Stimmt die areale Verteilung der Varianten im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* mit der Verbreitung bei der Online-Umfrage überein? Wo können Sie grössere Unterschiede feststellen?

   c) Wie lassen sich Unterschiede deuten? Welche Varianten breiten sich aus? Welche gehen verloren? Welche Unterschiede lassen sich wohl auf die unterschiedlichen Befragungsmethoden zurückführen?

4) Informieren Sie sich im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* zum Wortschatzwandel: S. 28–30 („Dialekt sprechen und hören"), S. 40–42 (Einführung Wortschatz). Ergänzen Sie die Darstellung mit dem Artikel von Christian Schmid „Weli gits no?" («Kleiner Bund», 12. Juli 2008). Halten sie die wichtigsten Aussagen stichwortartig fest.

5) „Wie sagen Sie …"
Erarbeiten Sie eine kleine Umfrage, die Sie am besten an einem belebten Platz (z. B. vor der Post, einem Einkaufzentrum etc.) durchführen. Wie wollen Sie fragen? Wie halten Sie die Antworten fest? Welche Sozialdaten sind zu erheben? Werten Sie die Antworten in Gruppen/in der Klasse aus und vergleichen Sie Ihre Ergebnisse mit den entsprechenden Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz*. Es eignen sich beispielsweise folgende Begriffe:
- Kater
- Schmetterling
- Heuschrecke
- Ameise
- Ohrwurm

Der Kleine Bund, 12.07.2008

# Weli gits no?

***Von Christian Schmid***

Auui, won e chli uf daas lose, wo si säge, meerke hüt, das i irer Mundaart Wörter verschwinden u nöiji derzue chöme. Das isch nüüt Nöis u nüüt, won is psungerbaar chlüpfig mues mache. Es geit hüt eifach schnäuuer weder o scho. Mir bruuche viu Wörter nöi oder nümm, wiu d Wäut angersch wiirt. Mir verschteuue se geng mee mit Sache. Hinger dene Sache gsee u gschpüren u schmöcke mer se fasch gaar nümm, u drum verschtö mer se chuum mee, wiirtschafte se z Hudus u z Fätze.

Viiu vo dene Sache hets no nid ggää, wo di Eutere von is si jung gsii. We mer über di nöie Sachen u ds Umgaa mit ne rede, mache mers meischtens mit Wörter us em Schriftdütschen oder Änglische. Säuten erfinge mer eigeti wi *töggele*, *inetöggele* (schriben uf dr Kompjuuter-Taschtatuur), *aalüte* (mit em Telefoon) oder *Chätschgumi*.

## Wörter gö verloore

Viiu Wörter verschwinde, wiu auti Sache verschwinden u daas, wo me mit ne het gmacht. Hänkti me nume Wörter us dr Purewäut anenang, wo vor füfzg Jaar no si gang u gääb gsii u me hüt säute bis nümme bruucht, chönnt men äuuä mee weder ei Kolumne füuue vo *Bindboum* u *Bindemääier* über *Goon* u *Röndle* bis zu *Zuehänder* u *Zügbock*.

Derzue chöme no d Wörter us au dene Handwäärch, Moden u Mödeli, wos nümm git. Mir bruuche Wörter äbe füraa, das mer über daas chöi rede, wo isch, ooni lang z überlege, nid das mer Autem chöi nachegränne. Drum lö mer di Wörter haut la gaa, mängisch ugäärn, wiu sin is aaheimele. Si si äben e Teeu vo üüs.

Angeri Wörter verschwinde, wiu sin is nümm passen oder gfauue oder wiu sin is zweeni nobu sii, zum Bischpiiu *Bäändler*, *Fabriggler*, *Frölein*, *Chnächt*, *bvogte*, *sä*. Wider angeri bruuche mer nümm, wiu si eifach us dr Mode chömen u vo angernen uf d Site trückt wäärde: *Camion* vo *Laschtwage*, *Guggumere* vo *Guurke*, *Mannequin* vo *Model*, *lääss* oder *läässig* vo *toll* oder *geil*. Mängisch hets daa dermit z tüe, das mit nöie Produkt di schriftdütsche Wörter ichetrücke. Miir auui säge *suuri Guurke*, *Kafiraam* u *Chrüterbutter*, mir sägen o *Chüeuschrank* u *Männerchoor*, trotzdäm das mer em *Schrank* süsch *Schaft* sägen u de *Männer Manne*.

## Hinweise für die Lehrperson

Im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 338ff. findet sich bereits eine Auswertung der besprochenen Online-Umfrage, allerdings wurden anderen Kartenthemen und ein anderes Auswertungsprinzip gewählt: Besprochen werden *Butter*, *zu wenig gesalzen*, *Kuss*, *Rösti*, ausgewertet wurden lediglich die Antworten der ortsfesten Informanten (d.h. Mutter und/oder Vater stammen vom Ort, für den die Angaben gemacht werden) und pro Postleitzahlgebiet wird die dominante Variante verzeichnet. Trotz einer etwas anderen Auswertung können die aus Aufgaben 1) bis 3) gewonnen Erkenntnisse gut mit der Lektüre des entsprechenden Kapitels im KSDS S. 338ff. abgeglichen werden.
Anstelle des Vergleichs der Online-Auswertung kann natürlich auch nur wie Aufgabe 4) eine eigene Umfrage durchgeführt und ausgewertet werden. Es bietet sich an, lautliche und lexikalische Grössen abzufragen (z. B. *tief*, *Abend*, *Rücken*, *folgen*, *Tanne*, *Butter*, *Biene*, *Zwiebel*, *Überrest eines Apfels*, *Holzsplitter*). Die Antworten können direkt in einer Tabelle auf „Google Docs“ eingegeben werden und im Anschluss in Zweierteams ausgewertet werden: Erklärungen für unterschiedliche Antworten und Abweichungen von den Atlaskarten können z. B. die Sozialdaten liefern (Alter, Geschlecht, Ortsfestigkeit etc. => siehe vorne bei der Online-Umfrage; vernachlässigt werden kann die Frage nach der Ausbildung). Zu erwarten ist, dass die Karten des KSDS im Bereich der Lautung noch ziemlich gut mit der aktuellen Situation übereinstimmen, im Bereich der Lexik aber z. T. grössere Veränderungen stattgefunden haben.

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 1)

| **Vorteile der Online-Umfrage** | **Nachteile der Online-Umfrage** |
|---|---|
| grössere Datenmenge | ungleichmässige Verteilung der Antworten (wer macht wo mit?) |
| ökonomischer: Zeit- und Kostenaufwand gering | keine exakte Fixierung der Antworten möglich (Aussprache etc.; Laien schreiben auf) |
| Wissenschaftler als Beeinflussungsinstanz fällt weg | keine Möglichkeit des Nachfragens, des Präzisierens |
| | ältere Personen machen weniger mit |
| | keine Kontrolle (Wer macht mit? Wird der tatsächliche Sprachgebrauch angegeben?) |

Ein Unterschied besteht auch darin, dass bei der Online-Umfrage eine schriftliche Befragung vorliegt, während beim SDS mündlich befragt wurde.

ad 2)
Unterschiedlicher Sprachgebrauch hinsichtlich Bildung, Alter, Geschlecht wird so überprüfbar. Gerade hinsichtlich des Alters kann u. U. festgestellt werden, dass ältere Menschen andere Varianten nennen als jüngere.

ad 3)
Die Fragen der Online-Umfrage präsentierten sich folgendermassen:

1) Wie nennen Sie es, wenn Sie jemanden mit der Hand leicht antippen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen?
2) Wenn Sie den Schluckauf haben, nennen Sie das an Ihrem Ort …
3) Wie sagen Sie einem Bonbon? (Zucker-)
4) Welche der folgenden Ausdrücke gebrauchen Sie für den Papiersack, in den z.B. auf dem Markt gekaufte Äpfel abgefüllt werden? (Papier-)
5) Wie sagen Sie einer Regenpfütze auf der Strasse?

Bei der Kartierung der Bezeichnungen finden sich in der Stadt Zürich und anderen Städten immer nahezu alle Bezeichnungen der Auswahl. Dies hängt mit der Migration der Menschen zusammen. Bei der Auswertung wurde nicht darauf geachtet, dass die Menschen im Ort aufgewachsen sind, für den sie die Antworten gegeben haben.
Terminologisch spricht man am besten von „Kerngebiet“ und „Streunennungen“.

Teilweise sind die vorgegebenen Antworten der Online-Umfrage weiter differenziert als die verzeichneten Antworten im KSDS (z. B. *Hixer* vs. *Hixi,* Karte 20 *Schluckauf*).

## Vergleich der Online-Umfrage mit dem SDS:

– stupfen/antippen (Karte 9)
  *müpfen* gegen Osten ausgebreitet
  *püffe* auch im Wallis verbreitet
  *stüpfe* auch im *müpfe*-Gebiet
  *stossen* nicht mehr
  NEU: *stupse* (Hochdeutsch); *tippe*

– Schluckauf (Karte 20)
  *Gluggser*/*Gluggsi* verbreiteter
  *Hitzger*, *Hitzgi* überall
  *Jöscher*, *Höscher*, *Hötsch* noch nachweisbar, aber verschwindend gering; nicht mehr im Berner Oberland

– Bonbon (Karte 30)
  *Täfeli* Ausbreitung nach Osten
  *Zältli* Ausbreitung im Osten

– Papiersack (Karte 36)
  *Chuchere* nur noch marginal in TG
  *Guuge* verbreitet bis nach ZH
  *Pack* (andere Vorstellung? Abgepackte Äpfel [6 Stück])
  *Pageet(li)* nicht mehr belegt
  *Sack* nun überall; überdachend; auch GR
  *Seckel*: Streuantworten
  *Täsche* (andere Vorstellung? Einkaufstasche)
  *Tüüte* verbreiteter

– Pfütze (Karte 67)
  *Glungge* hat sich gegen Osten ausgebreitet
  *Glunte* auffällig viele Nennungen in ZH
  *Gülle* im Kanton Uri verschwunden
  *Gunte* hat Gebiet zw. ZG/SZ und AP/TG geschlossen, ohne *Gumpe* zu vertreiben
  *Lache* ist weiter ins Landesinnere vorgedrungen
  *Pfütze* nun überall verbreitet!

Die Hauptbeobachtungen aus der ganzen Online-Umfrage sind in folgendem Text summarisch festgehalten:

Im Vergleich zum KSDS lässt sich bei den abgefragten Wörtern mehrfach beobachten, dass ein (z. T. auch mehrere) Mundartausdruck (-ausdrücke) sich zu einer gesamtschweizerdeutschen Variante entwickelt (-n), ohne dabei die (klein-)regionalen Ausdrücke zu verdrängen.

Bsp. ein Ausdruck: *Sack*/*Seckli* (weitere Beispiele: *faad*, *Butter*, *Kuss*)
[mehrere Ausdrücke: *(Steine) rüere, schiesse, schlöidere, wärfe*]

Dabei scheinen v. a. Varianten, die durch die Standardsprache gestützt werden, geeignet, um sich als gesamtschweizerdeutsche Variante zu etablieren.

Ansatzweise wird sichtbar, dass auch junge Entlehnungen aus der Standardsprache in diese Stellung gelangen können. Ein Beispiel dafür wäre etwa der Ausdruck *Pfütze* (oder etwas weniger ausgeprägt das Wort *stupse*).

Die Mundarten sind aber alles in allem sehr lebendig. Das kommt in mehreren Karten zum Ausdruck, wo sich tradierte mundartliche Lexeme als die dominanten Varianten behaupten und sich nach wie vor kleinere oder grössere Wortlandschaften klar gegeneinander abgrenzen. Beispiele wären etwa die Varianten *Zältli*, *Täfeli* usw. auf der Karte ‚Bonbon' (oder *buubele*, *zöisle* usw. auf der Karte ‚mit Feuer spielen').

Vergleicht man die auf den KSDS-Karten verzeichneten Begriffe mit den Antworten der Online-Umfrage, so kann man feststellen, dass nur wenige Begriffe von niemandem mehr angegeben wurden. So scheint in Appenzell Innerrhoden das *Trüütli* (‚Küsschen', Karte 8) ausgestorben zu sein.

ad 5)
– mögliche Befragungsmethoden: Wort übersetzen lassen, Bild zeigen, beschreiben („Wie nennen Sie das Tier, welches …) …
– zu den zu erfragenden Angaben s. Infos zur Online-Umfrage; vernachlässigt werden kann die Frage nach der Ausbildung
– Auswertung: können Abweichungen vom Kartenbild des KSDS ev. durch das Alter der Gewährsperson, deren Migration (zugezogen, Eltern nicht vom Ort …) erklärt werden?

# Volksetymologie

Die Etymologie ist die Wissenschaft von der Herkunft, Grundbedeutung und Entwicklung einzelner Wörter. Sie untersucht auch die Verwandtschaft einzelner Wörter mit Wörtern gleichen Ursprungs in anderen Sprachen.
Unter Volksetymologie versteht man die inhaltliche Umdeutung und ev. formale Umformung eines nicht mehr richtig verstandenen archaischen oder fremdsprachlichen Wortes nach dem Vorbild eines ähnlich klingenden vertrauten Wortes. So wird z. B. das mittelhochdeutsche Wort *vrithof* (‚eingefriedeter, umzäunter Hof') umgedeutet zu *Friedhof* (‚Hof des Friedens').

## Arbeitsanregungen:

1) Lesen Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 41 genauer nach, was man unter „Volksetymologie" versteht.

2) Studieren Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Karte 56 *Ameise*. Alle Bezeichnungen lassen sich auf den althochdeutschen Ausdruck *āmeiza* zurückführen, was soviel wie die Eingeschnittene oder die Abschneiderin bedeutet. Wo stellen Sie volksetymologische Umdeutungen fest? Lesen Sie abschliessend den Kartenkommentar.

3) Suchen Sie in den Kommentaren zu folgenden Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* nach Hinweisen zu volksetymologischen Umdeutungen. Stellen Sie die in der Kleingruppe gewonnenen Einsichten den anderen Gruppen vor (welcher schweizerdeutsche Ausdruck ist volksetymologisch wie entstanden?).
   - Mumps (S. 85)
   - Gänseblümchen (S. 145, 147)
   - Heidelbeere (S. 149)
   - Küchenzwiebel (S. 155)
   - Schmetterling (S. 171, 173)
   - blitzen (S. 191)

4) Überlegen Sie eine sinnvolle Etymologie zu fünf der folgenden Wörter. Informieren Sie sich in einem einschlägigen Wörterbuch[1] über die wirkliche Etymologie.

| | | |
|---|---|---|
| anberaumen | Armbrust | auspowern |
| Eichhörnchen | Freitag | Hängematte |
| hantieren | Kaffeebohne | Leiter |
| Maulwurf | quicklebendig | Schlittschuh |
| sich verzetteln | windschief | |

5) Suchen Sie im Internet nach der Herkunft der folgenden Ausdrücke:
   - Guten Rutsch!
   - Hals- und Beinbruch!

6) Mit der Reform der deutschen Rechtschreibung 1996 wurde die Schreibung einzelner Begriffe im volksetymologischen Sinne angepasst. Lesen Sie den nachfolgenden Beitrag und diskutieren Sie Sinn und Unsinn solcher Anpassungen.

> TOLLPATSCH
> Es ist nicht besonders toll, ein Tollpatsch zu sein. Aber immerhin modern. Denn man kann erst seit der „neuen deutschen Rechtschreibung“ toll daher patschen, etwa in Fettnäpfchen. So auch die Sprachreformer: Denn der Tolpatsch, wie er weiterhin richtig heißen müsste, stammt vom ungarischen Wort „talp“ für Sohle. Die ungarischen Fußsoldaten trugen im 17. Jahrhundert keine festen Schuhe, sondern nur mit Schnüren befestigte Sohlen. Das Wort für diese „Sohlenträger“ (ins Französische als „talpache“ übernommen) wurde speziell in Österreich zum Spottwort für ungarische Soldaten: Talpatsch oder Tolpatsch. Immer aber schrieb man das Wort mit einem l – bis eben die deutsche Rechtschreibreform kam.
>
> Aber im Grunde ist der Toll-Patsch ja viel netter, denkt man doch an Tölpel, die plump daher latschen oder eben patschen, was ja eine nette Lautmalerei ist. Ich denke gleich an einen Clown, der viel zu große Schuhe trägt, um ungeschickt und lächerlich zu wirken. Derart verwendet man das Wort ja im Volksmund schon lange. Vergessen wir also die Herkunft, zumal wir ja die Ungarn nicht lächerlich machen wollen.
> http://www.ureda.de/php/spider/anzeige.php3?id=1001 (1.5.2013)

[1] Zum Beispiel: Kluge, Friedrich ($^{25}$2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc.; Pfeifer, Wolfgang ($^{8}$2006): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. München; Duden – Das Herkunftswörterbuch. Mannheim ($^{4}$2006).

7) Im Internet findet sich folgender Eintrag zum Thema „(H)Erdäpfel“. Wie beurteilen Sie als schweizerdeutsch sprechende Person die etymologische Deutung? Recherchieren Sie dazu auch im Schweizerischen Idiotikon (www.idiotikon.ch).

> Am Sun, 29 May 2005 15:40:01 +0200 schrieb Michael Pronay:
>
> > Dirk Schneider wrote:
> >
> >>> abgeschmälzten Herdepfelschnitz (Kartoffelbrei mit Wasser statt Milch)
> >
> >> Wie setzt sich denn dieses Wort zusammen?
> >
> > (H)erdäpfel-Schnitz. „Herdäpfel“ kenne ich auch in österreichischen Dialekten, ich hab das Gefühl, dass das ein wenig blödelnd eingesetzt wird.
> >
> > Hat dieses „H“ linguistisch einen Namen?
>
> Mit h-Prothese dürftest Du nicht falsch liegen. Diese beschreibt aber natürlich nur die formale Seite. Inhaltlich fand volksetymologische Umdeutung statt: Erd(e) > Herd. (Schließlich wurden die Dinger ja meistens auf dem Herdfeuer gesotten, gebraten usw.)
>
> P. W.
> http://www.ureader.de/message/457783.aspx (1.5.2013)

# Hinweise für Lehrpersonen

## Zu den Arbeitsanregungen:

ad 4)
Einige Beispiele erläutert Heike Olschansky:

> *anberaumen* bedeutet ‚einen Termin (Gerichtstag o. ä.) an-, festsetzen'. Vielleicht denkt mancher dabei an den Raum, der für das anberaumte Ereignis frei sein muß. Das Verb ist aber ursprünglich keine Bildung zu *Raum,* sondern im 16. Jahrhundert volksetymologisch umgestaltet aus *anbera(h)men* und an *Raum* angelehnt. In *anbera(h)men* steckt offenbar mittelhochdeutsch *rām* ‚Ziel', das in keine Wortfamilie mehr eingebunden war.
>
> (Heike Olschansky (2009): Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien. Stuttgart, S. 15)

> Die Armbrust ist eine mittelalterliche Handwaffe zum Abschießen von Pfeilen, Bolzen und ähnlichen handgreiflichen Gefährlichkeiten.
> Wer bei *Armbrust* an *Arm* und *Brust* denkt und glaubt, daß die Waffe so heißt, weil man sie mit dem Arm (und der Brust) hält und bedient, sitzt einer etymologischen Täuschung auf. Die *Armbrust* ist eigentlich als ‚Bogenschleuder' benannt und eine Entlehnung aus dem Lateinischen, wo das vermeintliche deutsche *Arm* der ‚Bogen' und das vermeintliche deutsche *Brust* die ‚Schleuder' ist. Während *Arm* und *Brust* alteinheimische deutsche Wörter sind, ist *Armbrust* (mittelhochdeutsch *ar(m)brust, ar(m)brost*) erst im 12. Jahrhundert aus altfranzösisch *arbalestre* entlehnt. Dies stammt von lateinisch *arcuballista* ‚Bogenschleuder', einer Zusammensetzung aus *arcus* ‚Bogen' und *ballista* ‚Wurf-, Schleudermaschine' (was vom griechischen *ballein* ‚werfen, schleudern' kommt). Im Deutschen wurde die Entlehnung im zweiten Teil zuerst volksetymologisch mit dem Neutrum mittelhochdeutsch *berust, berost,* Kollektivbildung zu *rüsten,* motiviert, das erste Glied auf mittelhochdeutsch *arm* ‚Arm' bezogen und die Zusammensetzung wohl als ‚Armwaffe' gedeutet. Als dann wieder mittelhochdeutsch *berust* ungebräuchlich geworden war, wurde das Zweitglied auf *Brust* bezogen – deshalb auch das feminine Genus.
>
> (Olschansky 2009, S. 17f.)

> In *ausgepowert* scheint *Power* zu stecken, was von englisch *power* ‚Kraft' kommt. Mit der positiven *Power* hat das Verb aber ursprünglich gar nichts zu tun. Es geht im Gegenteil letztlich auf französisch *pauvre* ‚arm' (von lateinisch *pauper)* zurück. Ursprünglich meinte *auspowern,* das im 19. Jahrhundert zuerst in der Form *auspovern* belegt ist, ‚(bis zur Verelendung) ausbeuten'. Heute ist es aus der Sportsprache vornehmlich als Partizip *ausgepowert* bekannt. Durch Anlehnung an *Power* (das letztlich von lateinisch *posse* ‚können' kommt) hat es auch die Bedeutung von *ausgepumpt* ‚entkräftet, erschöpft' angenommen.
>
> (Olschansky 2009, S. 19f.)

In *Eichhörnchen* (mittelhochdeutsch *eich(h)orn,* althochdeutsch *eihhurn(o), eihhorno*) scheinen *Eiche* und *Hörnchen* zu stecken. Wahrscheinlich sind aber beide Wörter erst sekundär in die Bezeichnung hineingedeutet worden. Der zweite Teil der Tierbezeichnung ist im Althochdeutschen an *Horn* angeglichen. Ursprünglich ist es ein Wort, das mit Bezeichnungen aus dem Lateinischen, Russischen, Tschechischen und Litauischen für verschiedene kleine flinke Tiere verglichen wird, die letztlich auf ein indogermanisches **uer-* ‚Eichhorn, Iltis, Marder' zurückgeführt werden. Im ersten Wortteil vermutet man eine indogermanische Volksetymologie, wobei die ursprüngliche Wurzel **aig-* ‚sich heftig bewegen, schwingen' an die Bezeichnung der *Eiche* angeschlossen worden sei. Das Eichhörnchen wäre somit nach seiner Flinkheit benannt.
Nachdem im 17. ]ahrhundert die Verkleinerungsform *Eichhörnchen* vorherrschend geworden war, wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts *Hörnchen* abgelöst und auf die gesamte Familie dieser Nager übertragen (*Baum-, Erd-, Flughörnchen*).

(Olschansky 2009, S. 38f.)

Wie am Dienstag früher oft ein Dienst angetreten wurde, galt der Freitag als guter Tag zum Freien, weil man den ersten Teil des Wortes mit *frei* in Verbindung brachte. Dabei ist das Wort (mittelhochdeutsch *vrītac,* im Althochdeutschen *fri(j)atag)* wie fast alle anderen Wochentagsbezeichnungen auch nach einem Götternamen benannt. In *Freitag* steckt die germanische Göttin *Freia*. Die Bezeichnung übersetzt das spätlateinische *Veneris dies* ‚Tag der Venus', das wiederum das griechischen *Aphrodites hemira* nachbildet.
Der Name der Göttin Freia, der etymologisch ‚Geliebte' bedeutet, ist allerdings mit *frei* und *freien* verwandt. Das Adjektiv *frei* (mittelhochdeutsch *vrī,* althochdeutsch *frī,* germanisch **frija-*) geht auf die indogermanische Wurzel **per(ə)i-* zurück, die ‚nahe' oder ‚bei' bedeutet. Da das, was bei einem ist, zumeist das Eigene ist, entwickelte der Begriff die Bedeutung ‚eigen'. Im Germanischen wandelte sich die Bedeutung zum heutigen ‚frei', was wahrscheinlich auf die Beziehung zu ‚den eigenen Kindern' zurückgeht. Zu der gleichen Grundlage wie *frei* gehört auch *freien* ‚heiraten, werben', das im Germanischen die Bedeutung ‚freundlich behandeln' hatte; über die Bedeutung ‚lieb' (das Eigene hat man lieb) führt es auf den ‚eigen'-Begriff zurück.

(Olschansky 2009, S. 49f.)

Man kann mit allem hantieren, was man mit den Händen anfassen kann. Hantieren ist vor allem ein handgreifliches Geschäftigsein, das Herumwirtschaften mit etwas. Ursprünglich aber hat *hantieren* gar nicht die Bedeutung des Handgreiflichen gehabt, erst durch den lautlichen Anklang an das unverwandte *Hand* hat sich diese Bedeutung im Neuhochdeutschen entwickelt. Im Mittelhochdeutschen noch bedeutete *hantieren* vor allem ‚Handel treiben, einem Geschäft nachgehen', auch ‚etwas tun, verrichten'. Das Verb ist über das Niederdeutsche und Niederländische aus französisch *hanter* ‚hin- und herziehen; umgehen mit, oft besuchen' entlehnt. Pfeifer (1995) S. 508 führt altfranzösisch *hanter* mit Vorbehalt auf altnordisch *heimta* ‚heimholen, (ein)fordern' zurück, wonach es mit *Heim* verwandt wäre. Im Mittelhochdeutschen wurde *hantieren* im Bereich von Handel und Gewerbe gebraucht. Hier wurde es später durch *handeln* abgelöst. Durch volksetymologische Anlehnung an *Hand* hat *hantieren* dann die heutige Bedeutung eines direkt handgreifliches Tuns entwickelt.

Das unverwandte Substantiv *Hand* ist alteinheimisch deutsch. Germanischer Vorläufer ist **handu-*, das Bezeichnungsmotiv wahrscheinlich ‚Greiferin'.

(Olschansky 2009, S. 67f.)

Die Kaffeebohne ist eine Bohne, weil sie so klein und rund ist wie eine Bohne, also scheinbar eine Metapher.
In der Zusammensetzung *Kaffeebohne*, die seit dem 18. Jahrhundert bezeugt ist, steckt aber eigentlich nicht die *Bohne* (Gemüsepflanze ), sondern *-bohne* schließt hier volksetymologisch an arabisch *bunn* ‚Frucht des Kaffeestrauchs' an. Der gleiche volksetymologische Anschluß liegt auch in englisch *coffee bean* vor. Dagegen ist im Französischen *baie de café* und im Italienischen *seme del café* die Kaffeebohne (die faktisch eine Kirsche ist) nicht als ‚-bohne', sondern als ‚-beere' benannt.

(Olschansky 2009, S. 73)

Ist die *Leiter* diejenige, die einen nach oben oder nach unten *leitet?* Nein, der Eindruck beruht auf einer homonymischen Täuschung.
Die *Leiter* kommt nicht von *leiten*, sondern von *lehnen*, sie ist also ‚die Angelehnte'. Die Bezeichnung ist schon westgermanisch und eine Instrumentalbildung zu indogermanisch **klei-* ‚lehnen'.
*leiten* ‚führen, an der Spitze stehen' dagegen kommt von *leiden* (eigentlich ‚(weg)gehen'). *Leiten* ist im Germanischen als Veranlassungsverb (Kausativum) zu **leiþ-a-* ‚(weg)gehen' gebildet und bedeutet also ursprünglich ‚weggehen machen'.

(Olschansky 2009, S. 90f.)

Die Tierbezeichnung *Maulwurf* ist ein ganz bekanntes Beispiel von Volksetymologie. Das Wort hat in seiner Geschichte zwei volksetymologische Umdeutungen erfahren. Im Althochdeutschen lautete es *mūwerf, -wurf*, eigentlich der ‚Haufenwerfer'. Die Konstituente *mū-* entspricht altenglisch *mūga*, *mūha*, *mūwa* ‚(Korn-)Haufen'. Als *mū* als freies Wort nicht mehr vorkam, wurde die Zusammensetzung im Spätalthochdeutschen an althochdeutsch *malta* – mittelhochdeutsch *molt(e)* – ‚Erde, Staub' angelehnt und volksetymologisch umgebildet zu *multwurf*, mittelhochdeutsch *moltwerf*, mit der neuen Motivierung ‚Erdwerfer'. Als wiederum der Bestandteil *molt-* nicht mehr klar war, wurde *moltwerf* ca. im 13. Jahrhundert volksetymologisch zum *mūlwerf, -wurf* (> *Maulwurf)* , wobei man sich auf mittelhochdeutsch *mūle* ‚Maul' bezog. Nach ‚Haufenwerfer' und ‚Erdwerfer' entstand so die neue Motivation ‚Maulwerfer', ‚Tier, das die Erde mit dem Maul wirft', die bis heute besteht. Faktisch ist diese Motivation falsch, eine volksetymologische Täuschung, da der Maulwurf die Erde nicht mit dem Maul aufwirft, sondern mit seinen schaufelartigen Vorderpfoten.

(Olschansky 2009, S. 99f.)

Der *Schlittschuh*, der Schuh mit angeschraubter Stahlkufe, mit dem man übers Eis gleitet, war ursprünglich ein ‚Schrittschuh'. Althochdeutsch *scritiscuoh* und mittelhochdeutsch *schrit(e)schuoch* bezeichneten einfach einen ‚Schuh, mit dem man weit ausschreiten kann'. Im 17. Jahrhundert entwickelte *Schrittschuh* – eventuell mit der Übergangsbedeutung ‚Art Schneeschuh, Gleitschuh' – die heutige Bedeutung ‚Schlittschuh'. Unmittelbar darauf wurde das Wort an *Schlitten* bzw. *schlittern* angelehnt und zu *Schlittschuh* umgebildet. (Olschansky 2009, S. 137)

Wer sich verzettelt, blickt nicht mehr durch, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr, steckt irgendwo fest – zwischen seinen Zetteln, Notizen, Entwürfen, Plänen, so denkt man. Faktisch mag das stimmen (bei Leuten, die schreibend arbeiten). Wortgeschichtlich aber sind *sich verzetteln* und der *Zettel* (das kleine Stück Schreibpapier) nicht verwandt.
*sich verzetteln* ist eine Wiederholungsbildung (wie etwa *sticheln* zu *stechen)* des 16. Jahrhunderts mit dem Präfix *ver-* zu *zetten* ‚ausstreuen, verteilen'. *verzetteln* erklärt sich so als ‚nutzlos ausstreuen'. Das fachsprachliche *Zettel* ‚Längsfaden, Kette eines Gewebes' mit der Ableitung *anzetteln* gehören wahrscheinlich ebenfalls in diese Familie. *zetten* ist seit dem Althochdeutschen bezeugt, heute allerdings archaisch und nur noch regional gebräuchlich.
Der *Zettel* ‚kleines Stück Schreibpapier' ist ganz anderer Herkunft. Hier ist das mittelhochdeutsche *zedel(e), zetel* aus mittellateinisch *cedula* (lateinisch *schedula)* entlehnt, einer Verkleinerungsbildung zu lateinisch *scheda* '(Streifen) Papyrus, Blatt'. Dies kommt von griechisch *scbide* ‚Splitter, Abgespaltenes'.

(Olschansky 2009, S. 156)

Eine windschiefe Hütte kann der Wind schiefgeblasen haben. In *windschief* steckt jedoch nicht *Wind,* sondern *winden* ‚drehen'. *windschief* ist eine Zusammensetzung des 17. Jahrhunderts und bedeutet eigentlich ‚gewunden schief'. Das Wort bezieht sich ursprünglich auf verdreht gewachsene Hölzer.
*winden* wird zurückgeführt auf eine indogermanische Wurzel **u̯endh-* ‚drehen, winden, flechten', wozu unter anderem auch *Wand,* eigentlich ‚Geflochtenes', gehört. *Wind* wird mit *wehen* zu einer indogermanischen Wurzel **u̯ē-* ‚wehen, blasen, hauchen' gestellt.

(Olschansky 2009, S. 165f.)

Schon Kolumbus lernt auf Haiti die Schlafnetze der Eingeborenen kennen, die diese mit einem karibischen Wort als *hamáka* bezeichneten. Die Sache wird weithin bekannt und dient zunächst als Vorbild für die Schlafstellen der Matrosen. Das Wort wird zunächst als Exotismus entlehnt und erscheint im Deutschen als *Hamaco* (zuerst 1529 in einer Reisebeschreibung), *Hamach* u.ä., dann (wohl in Anlehnung an die Umgestaltung in nndl. *hangmak* und dann *hangmatt*) sekundär motiviert als *Hängematte* (niederländisch bei Montanus 1671, dann in dessen Übersetzung ins Deutsche durch Dapper 1673). Das Englische ist mit *hammock* bei der Entlehnung geblieben.

(Friedrich Kluge ([25]2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc., S. 390)

Altes *quick* ‚lebendig' erhielt sich der verdeutlichenden Zusammensetzung mit *lebendig*.

(Kluge 2011, S. 736)

ad 5)

> Bei dem *guten Rutsch,* den wir uns zu Neujahr wünschen, denken wir sicher an ein erfolgreiches Hinüberrutschen in das neue Jahr. Das ist eine volksetymologische Interpretation. Sprachgeschichtlich geht der *gute Rutsch* auf das Jiddische bzw. Hebräische zurück. Im Hebräischen bedeutete *r'ōš* ‚Anfang' bzw. ‚Kopf'. Die deutschen Juden wünschten sich zu Neujahr einen *guten Rosch,* der volksetymologisch zum *Rutsch* wurde.
>
> (Olschansky 2009, S. 130)

> Hals- und Beinbruch
> . . . ist ein abergläubischer Wunsch, der genau das nennt, was nicht *eintreten* soll. Die Formel *Hals- und Beinbruch!* bedeutet ‚Viel Glück!' und geht vom Theater aus. Von dort ist sie in die allgemeine Umgangssprache gelangt. Trotz der volkstuümlichen Praxis, das Gute zu wünschen, indem man explizit das Böse ausdrückt, ist die Etymologie der Redewendung eine andere. Die Zwillingsformel stammt volksetymologisch aus dem Jiddischen und geht auf das Hebräische zurück. Dort hieß es ursprünglich *hazlóche un bróche*. *haṣlaḥā* bedeutet ‚Glück' und *beracha* ‚Segen'. Die Juden gebrauchen diese Formel hebräisch und jiddisch auch in der Gegenwart noch.
>
> (Olschansky 2009, S. 65f.)

ad 7)
vgl. den Beitrag „Kartoffel" im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (S. 157)

# Woher kommen die Wörter einer Sprache?

Viele Wörter unserer Sprache entstehen durch das Verfahren der Wortbildung, bei dem eine Bezeichnung mit Hilfe bereits vorhandener Wörter gebildet wird. Dies kann durch Zusammensetzung (Komposition) verschiedener Wörter (*Haus* + *Tür* wird zu *Haustür*) oder durch Ableitung (Derivation) mit Hilfe zusätzlicher Elemente (Affixe) geschehen. Diese Affixe können am Wortende oder -anfang angehängt sein (*Fabel* + *haft* wird zu *fabelhaft*, *tauschen* + *ver-* wird zu *vertauschen*). Unser Wortschatz wird aber auch bereichert durch Entlehnungen (*Trottoir* aus dem Französischen), Bedeutungsübertragungen (*Rohr* bezeichnet ursprünglich *Schilfrohr*, eine Pflanze, und wird dann auch verwendet, um künstlich geschaffene, lange, runde, innen hohle Gegenstände zu bezeichnen) sowie Bedeutungsverschiebungen (*Tüll*, der Name einer Stadt in Frankreich, wird verwendet, um den dort hergestellten Stoff zu bezeichnen).

Wie kommt der Mensch aber zu den Wörtern, die er kombinieren, entlehnen und mit neuen Bedeutungen „aufladen“ kann? Der Sprachhistoriker Elmar Seebold hat sich in seiner Einführung in die Etymologie mit dieser Frage auseinandergesetzt. Im Folgenden finden Sie einen Auszug. Halten Sie die wichtigsten Aussagen stichwortartig fest.

## Die ‚Urschöpfung‘[1]

§ 24. Wenden wir uns nun der allgemeinen Frage zu, woher die Wörter einer Sprache überhaupt kommen können. Wir haben bis jetzt schon gelegentlich von der Entstehung eines Wortes gesprochen, etwa von der Bildung des Wortes Frauenzimmer […] oder der Adjektive auf -lich […]. Vielleicht sind Sie davon aber etwas enttäuscht: Sie wollen nicht (nur) wissen, wie man durch Anpassung von bereits bestehenden Wörtern neue Wörter gewinnt, sondern woher die Wörter ‚überhaupt’ kommen, worin gewissermaßen die Urschöpfung besteht. Man denkt hier im allgemeinen zunächst an *Lautnachahmungen,* an die Wiedergabe von Geräuschen mit sprachlichen Lauten, um die Geräusche selbst oder ihren Verursacher zu bezeichnen – das eine wäre der Fall bei *plumpsen* oder *klatschen,* das andere bei *Kuckuck* oder dem Kinderwort *Tick-Tack* für ‚Uhr’. Weniger in die Augen fallend sind die *Lautgebärden,* bei denen die Sprechwerkzeuge eine Bewegung des Gemeinten nachahmen; so wird in dem umgangssprachlichen Wort *bibbern* für ‚zittern’ mit der raschen Wiederholung des Verschlußlautes *b* das Zittern durch die Bewegung der Sprechwerkzeuge nachgeahmt. Schließlich gibt es *Lautbilder,* die einen Sinneseindruck, an dem nicht notwendigerweise ein Laut beteiligt ist, durch lautliche Mittel wiederzugeben suchen. Hören wir hierüber einen Völkerkundler: „Nun gibt es aber in westafrikanischen Sprachen eine Gruppe von Wörtern, die außerhalb der eigentlichen Wortstämme stehen …, die sogenannten *Lautbilder*. Unter einem Lautbild verstehe ich einen Lautkomplex, der für das Empfinden der Eingeborenen eine unmittelbare lautliche Reaktion auf einen empfangenen Sinneseindruck darstellt, der also einem inneren Gefühl unmittelbaren und adäquaten Ausdruck verleiht. Wenn ich es auch nur für einzelne, selbsterlebte Fälle beweisen kann, bin ich doch überzeugt, daß diese Lautbilder nach Bedarf immer neu gebildet werden, daß es sich hier also um ein nicht abgeschlossenes Gebiet der Wortschöpfung handelt. Auf Reisen mit Eingeborenen kann man erleben, wie diese etwa für eine in weiter Ferne

[1] Elmar Seebold (1981): Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. München, S. 35–39 und 47f. Der Text ist in Originalschreibung wiedergegeben.

sichtbare, aber noch unhörbare Bewegung, einen plötzlich aufstoßenden eindringlichen Geruch, sogleich einen Ausdruck bereit haben, der von den Anwesenden durch Wiederholung oder durch ein Schmunzeln als zutreffend quittiert wird: die durch den äußeren Eindruck geweckte innere Bewegung hat sich durch einen ihr entsprechenden Lautausdruck Luft gemacht. Wenn irgendwo in der Sprache, so muß an diesen Lautbildern, die man noch nicht domestizierte Wörter nennen kann, der Zusammenhang zwischen Laut, Ton und Sinn zu erkennen sein, denn er wird von den Redenden und Hörenden selber empfunden.“ So weit der Völkerkundler zu einer Erscheinung der primitiven Sprachen. Mit ihr wollen wir etwas Ähnliches aus dem Bereich der Kultursprachen zusammennehmen: die Vorstellung vieler Sprecher, daß die Lautgestalt eines Wortes das Bezeichnete mehr oder weniger angemessen wiedergeben kann, vor allem, indem einzelne Laute bestimmte Merkmale der bezeichneten Sache spiegeln.

§ 25. Besonders bei diesem dritten Bereich, den Lautbildern, wäre zunächst einmal zu fragen, ob hier nur subjektive Gefühle vorliegen, deren Ursache die Sprecher in die Wörter ‚hineingeheimnissen’ oder ob sich für die lautliche Angemessenheit des sprachlichen Ausdrucks in Bezug auf die bezeichnete Sache irgendwelche Regelmäßigkeiten von allgemeinerer Gültigkeit feststellen lassen. Nun – solche Regelmäßigkeiten der *Lautbedeutsamkeit* – wie wir die hier behandelten Erscheinungen zusammenfassend nennen wollen – gibt es durchaus. Man hat sie auf verschiedenen Wegen gesucht: einmal durch die Sammlung von denjenigen Wörtern einer Sprache, die man in irgendeiner Weise für lautbedeutsam hält und aus denen man irgendwelche Gemeinsamkeiten herauszulösen sucht. Dann gibt es ein sehr beliebtes Experiment, bei dem einigen Versuchspersonen lautbedeutsame Wörter aus ihnen unbekannten Sprachen dargeboten werden, worauf sie herausfinden müssen, was diese Wörter bedeuten. Das Ausgangsexperiment wurde von dem Völkerkundler v. Hornbostel durchgeführt, der seine europäischen Versuchspersonen fragte, welches Tier manche Bantus wohl mit *ongongolo* bezeichnen – wenn Sie das Experiment mitmachen wollen, dann legen sie das Buch weg, bevor Sie weiterlesen, und machen Sie auch einen Vorschlag. Nach v. Hornbostels Angaben bekam er von fast allen Versuchspersonen zutreffende Beschreibungen, wie ‚gegliedert, schlängelnde Bewegung, auf der Erde kriechend, dunkel, nicht durchscheinend’ oder genauer ‚Schlange, Art Eidechse, Raupe’ usw., ‚einer riet sogar richtig auf Tausendfuß’. Am wichtigsten sind aber wohl die Experimente, bei denen nicht-bildliche Figuren oder ähnliches bedeutungslosen Lautfolgen zuzuordnen sind, und bei denen sich über-zufällige Häufigkeiten bestimmter Zuordnungen herausstellen. Die festzustellenden Regelmäßigkeiten weisen in allen Untersuchungen auf bestimmte nachvollziehbare Entsprechungen: So steht der Gegensatz zwischen vorderen (‚hellen’) und hinteren (‚dunklen’) Vokalen für Gegensätze wie hell-dunkel, hoch-tief, klein-groß, spitzig-rund usw., Vokalkürze gegenüber Vokallänge kann für schnell gegenüber langsam stehen, Momentanlaute (wie Verschlußlaute) gegen Dauerlaute (wie Vokale, Reibelaute, Nasale, *r/l*) für das Harte, Schnelle, Scharfe, Spitzige gegenüber dem Weichen, Anhaltenden, Stumpfen, Ausgedehnten usw. und vieles andere mehr. In den Grundzügen sind solche Regelungen allgemein gültig, in den Einzelheiten sind sie stärker von der betreffenden Kultur und Gesellschaft abhängig, vor allem auch – was man nicht übersehen darf – vom Einfluß der bereits bestehenden Wörter. Für den einzelnen können dann noch Empfindungen und Auffassungen hinzukommen, die nur für ihn oder nur für einen beschränkten Personenkreis gelten, so daß die ganze Erscheinung stufenweise in das tatsächlich Subjektive übergeht.

§ 26. Der Bereich der Lautbedeutsamkeit ist damit durchaus kein Hirngespinst, sondern beruht auf nachweisbaren, teils allgemein, teils eingeschränkt gültigen Regelungen. Man muß sich allerdings vor zwei Fehlschlüssen hüten, und zwar zunächst vor dem, daß alle Wörter einer Sprache lautbedeutsam sein müssten: wenn wir im Bereich des Nachprüfbaren bleiben, dann kann davon sicher bei weitem keine Rede sein. Der andere Fehlschluß besteht in der Annahme, daß die einzelnen Laute ganz bestimmte Merkmale der Sachen ‚bedeuten’, und daß

deshalb die verschiedenen Laute eines Wortes auf ebensoviele Merkmale des Bezeichneten hinweisen. Auch davon kann sicher keine Rede sein. Bedeutsam ist immer nur die Lautfolge als Ganzes: sie ist gestalthaft und spiegelt in gewissem Umfang die ebenfalls gestalthaft erfaßte Sache. Die in ihr enthaltenen Einzellaute mögen zu dieser Wiedergabe auf faßbare Weise beitragen (wir können z. B. sagen, daß das kurze *i* in *Blitz* die Schnelligkeit und Helligkeit der bezeichneten Erscheinung wiedergibt), aber sie tun es nur im Rahmen einer ganz bestimmten Lautgestalt, niemals für sich allein und keineswegs in allen Fällen ihres Auftretens.

§ 27. Damit hätten wir zunächst das Vorhandensein der Lautbedeutsamkeit festgestellt – aber unsere Frage nach der Urschöpfung ist damit noch nicht beantwortet. Denn diese Lautbedeutsamkeit mag zwar das Verhalten des Sprechers und mittelbar auch die Wortgeschichte beeinflussen; aber damit ist ja noch nicht gesagt, daß die betreffende Lautfolge im Rahmen einer Urschöpfung geformt wurde, um die betreffende Sache ‚sinnvoll' zu bezeichnen. Es gibt sogar gewichtige Gründe gegen eine solche Annahme: Wir können in vielen Fällen nachweisen, daß Wörter, die wir als lautbedeutsam empfinden, auf normale Wortbildungen zurückgehen und erst durch nachträgliche Lautentwicklungen ihre besondere Form bekommen haben. So empfinden wir das Wort *Blitz* allgemein als lautbedeutsam: es wird auch von Sprechern anderer Sprachen so empfunden, denn sie entlehnen es gern aus dem Deutschen, obwohl sie eigene Wörter für ‚Blitz' haben (so gibt es *blitz* im Englischen etwa im Sinne von ‚Blitzkrieg' oder ‚Überfall', im Französischen etwa für ‚Blitzschach' und dergleichen mehr) – und das ist ziemlich auffällig, weil diese Sprachen sonst sehr wenig aus dem Deutschen entlehnen. Das Wort *Blitz* geht nun aber auf ein normales starkes Verb mit der Bedeutung ‚leuchten' zurück (unser Wort *bleichen,* dessen Bedeutung aber durch den Einfluß von *bleich* verändert wurde). Zu diesem gab es eine Intensiv-Bildung (auf *-ezzen* in der Form des Althochdeutschen, noch älter *-atjan)* mit der Bedeutung ‚aufleuchten', und hierzu ist *Blitz* eine Substantivbildung. Seine markante und ausdrucksvolle Lautform verdankt das Wort nachträglichen Lautentwicklungen. Natürlich sind solche Fälle kein Beweis dafür, daß es keine Urschöpfung gibt: die meisten Lautnachahmungen sind sicher als solche entstanden, und auch bei den Lautbildern liegt eine solche Entstehung im Bereich der Möglichkeiten, wenn sie auch nicht in gleicher Weise wahrscheinlich zu machen ist. Aber wenn wir die Geschichte unseres Wortschatzes prüfen, so können wir für dessen überwiegenden Teil die Herkunft aus normalen Wortbildungen nachweisen. Und bei dem immer noch beachtlichen Teil, dessen Herkunft wir nicht durchschauen, ist keineswegs gesagt, daß er auf Urschöpfung zurückgeht – wahrscheinlich zu machen ist dies nur bei einem vergleichsweise geringen Teil.

§ 28. Diesem Befund könnte nun die oben (§ 24) angeführte Beobachtung der Lautbilder in Eingeborenensprachen Afrikas gegenübergehalten werden, mit dem Hinweis, daß hier der Vorgang der Urschöpfung beobachtbar ist, und daß wir mit dem Hinweis auf das zahlenmäßige überwiegen der Wortbildung in den Kultursprachen nur die treibende Kraft der Wortschöpfung verdecken. Dieser Einwand ist zunächst dahingehend zu bestätigen, daß in diesen ‚Natursprachen' noch ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit zu erkennen ist als in unseren wesentlich stärker begrifflichen Kultursprachen. Wort und Sache werden dort noch viel stärker zusammengesehen, und das hat – unter anderem – die Folge einer weitaus stärker an den Einzelerscheinungen haftenden Bezeichnung: Es gibt verhältnismäßig wenig Wörter für Oberbegriffe wie ‚Baum', ‚Lebewesen', ‚Niederschlag' usw., aber dafür eine Fülle von Wörtern für besondere Ausprägungen. Je weniger abstrakt nun eine Erscheinung aufgefaßt und bezeichnet wird, desto stärker kann sich die Lautbedeutsamkeit auswirken, denn sie sucht konkrete Eindrücke und nicht abstrakte Merkmalsgruppen zu erfassen. In unseren Kultursprachen macht sich aber eine jetzt schon jahrtausendealte Bemühung um Zusammenfassung, Klassifizierung und Abstraktion bemerkbar (wir suchen ‚hinter' die Dinge zu kommen), so daß der Anteil der lautbedeutsamen Wörter nicht nur zahlenmäßig (durch das Vorherrschen abstrakterer Begriffe) zurückgedrängt wird, sondern auch durch die schärfere Unterscheidung

von Wort und Sache einen wesentlich schlechteren Nährboden findet. Die Rolle der Lautbedeutsamkeit kann also durchaus verschieden sein, je nachdem, welche Art von Sprache wir betrachten – und hier befassen wir uns eben mit einer Kultursprache. Das bedeutet aber keineswegs, daß die Eingeborenensprachen Afrikas im wesentlichen lautbedeutsam wären – es sind dort nur die einschlägigen Erscheinungen häufiger und leichter zu beobachten. Aber auch dort stehen die Lautbilder (wie aus der zitierten Stelle zu erkennen ist) außerhalb des normalen Wortschatzes, nehmen also ungefähr die Stellung ein, die bei uns die Interjektionen haben. Ein anderer Gedankengang zugunsten einer stärkeren Berücksichtigung der Urschöpfung wäre der, daß lautbedeutsame Wörter auch durch Laut- und Bedeutungsentwicklung diese Eigenschaft verlieren können, daß es also durchaus möglich ist, daß ein beträchtlicher Teil des heute als neutral einzustufenden Wortschatzes ursprünglich lautbedeutsam gewesen ist. Das ist für einige Fälle tatsächlich wahrscheinlich zu machen, aber es ändert nur wenig an dem Gesamtbild. Man kann nun natürlich noch weiter gehen und annehmen, daß letztlich so gut wie alle Wörter, wenn man nicht nur nach ihren Grundlagen, sondern auch nach den Grundlagen ihrer Grundlagen und weiter nach deren Grundlagen fragt, auf lautbedeutsame Urschöpfungen zurückgehen müssen. Diesen Standpunkt kann man durchaus vertreten – nur verläßt man mit ihm das Feld der Untersuchung konkreter Wörter und damit das Feld der Etymologie und begibt sich in den Bereich der Überlegungen zur Entstehung der menschlichen Sprache (den man etwas herabsetzend die ‚glottogonische Spekulation' nennt). Bleiben wir aber bei der Etymologie, so ist festzuhalten, daß wir in einem gewissen, im einzelnen nicht leicht faßbaren Umfang mit lautbedeutsamen Urschöpfungen zu rechnen haben; daß aber der viel weitere Bereich der Lautbedeutsamkeit im Sprachgefühl und Sprachgebrauch der Sprecher nicht notwendigerweise eine Urschöpfung voraussetzt.

## Hinweise für die Lehrperson

Als Einstieg können in der Klasse Theorien gebildet werden, wie Sprache resp. das erste Wort entstanden sein könnte. Dabei werden die Lernenden u. a. vermutlich die onomatopoetischen, also lautmalerischen Wörter zur Sprache bringen, die auch im Text von Seebold thematisiert werden.

Für die Sekundarstufe I ist der Text eher anspruchsvoll. Deshalb empfiehlt es sich hier, nur ausgewählte Ausschnitte zu lesen.

Ein Fazit der Lektüre wäre, dass die Bezeichnungen eines Grossteils der Wörter unmotiviert sind. Oder nach Ferdinand de Saussure (1917/1967): Der Zusammenhang zwischen Lautbild und Vorstellung eines sprachlichen Zeichens ist arbiträr.
Die Sprache gibt es schon zu lange, der Ursprung der Wörter ist kaum mehr erforschbar.

Ausgehend vom arbiträren resp. konventionellen Charakter der Zuordnung von Lautbild und Vorstellung kann der Text „Ein Tisch ist ein Tisch“ von Peter Bichsel (1969) gelesen werden, um so Kommunikation als Funktion der Sprache zu thematisieren.